Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie in 300 Bändchen.

Einhundertundzehntes Bändchen.

A. G. Eberhard.

Zweiter Theil.

Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker

für alle Stände.

(„Bildung macht frei!")

Einhundertundzehntes Bändchen.

A. G. Eberhard.

Zweiter Theil.

Hildburghausen:
Druck vom Bibliographischen Institut.
New York: Herrmann J. Meyer.

Nur keine Mesalliance!

Eine Erzählung.

In dem schönen Dorfe Asselheim liegen die Höfe zweier Rittergüter dicht neben einander. Auf dem sogenannten alten Hofe residirte Jahr aus Jahr ein die Wittwe des hochseligen Herrn Kammerjunkers von Rollbeck. Der sogenannte neue Hof war an den Regierungsrath Wangold verkauft, weil der Herr Kammerjunker die letzten zwanzig Jahre seines Lebens oft viel Unglück gehabt hatte, nicht beim Feldbau und bei der Viehzucht, sondern beim Pharao und Grobhaus.

Die Frau Kammerjunkerin fand sich in ihr Schicksal mit möglichem Anstande; und wenn sie auch aufhören mußte, auf eine vornehme Weise zu leben, so that sie deswegen doch nicht darauf Verzicht, vornehme Gesinnungen zu äußern. Sie be-

theuerte allen ihren stiftsfähigen Freundinnen, der Verlust ihres schönsten Hofes würde ihr sehr wenig schmerzhaft seyn, wenn er nur wieder das Eigenthum irgend einer stiftsfähigen Familie geworden wäre; und als der bürgerliche Regierungsrath zum ersten Male den Frühling dort genießen wollte nahm sie nicht allein für ihre eigene Person die zweckmäßigsten Maßregeln, mit dem neuen Nachbar in keine Gemeinschaft zu kommen, sondern sie gab auch deshalb ihrer Dienerschaft die gemessensten Befehle; und mit Junker Rudolph, ihrem einzigen Söhnlein, nahm sie ein besonderes Exercitium vor, um ihm die vornehmen Manieren recht geläufig zu machen, mit denen er die etwaigen höflichen Annäherungen gewisser Leute von sich abzuwehren habe.

Alle diese Anstalten schienen indeß nicht nöthig gewesen zu seyn; denn der Regierungsrath hielt sich und die Seinigen von selbst in bescheidener Entfernung von seiner nächsten Nachbarin, ohne daß es ihm deshalb an gesellschaftlichem Verkehr gefehlt hätte. Er galt für einen Mann von bedeutendem Einfluß in der Residenz; er war ein unterhaltender Gesellschafter; er war gastfrei, er führte einen sehr guten Tisch, und er geizte ganz und gar nicht mit seinem vortrefflichen Weine: es fehlte ihm also keineswegs an vornehmen Gästen mit Ordenskreuzen und Kammerherrnschlüsseln.

Als die Frau Kammerjunkerin dieses ein Paar Sommer hindurch, erst mit großem und dann mit

immer geringerem Erstaunen, beobachtet hatte, konnte sie nicht länger unterlassen, auch ein wenig mit dem Strome zu schwimmen; und um nicht inconsequent zu erscheinen, setzte sie es sich und ihrem Rudolph von Zeit zu Zeit aus einander, daß man den Regierungsrath gewissermaßen für nobilitirt könnte gelten lassen, erstens, weil er ein so altadeliges Rittergut besitze, und zweitens, weil er ein adeliges Amt bekleide.

Dem Junker Rudolph, der nun schon bei einem Dragonerregimente in Reihe und Glied gestellt war, kam diese neue Lehre gar nicht ungelegen, denn er litt bei seinem Urlaub, trotz der vielfälti gen Liebkosungen seiner Mutter, und trotz des v traulichen Umgangs mit seinem Reitklepper, g gewaltig an Langeweile. Er sehnte sich daher m ganzer Seele nach anderweitiger, gesellschaftliche Zerstreuung, wo er seine Uniform und seine kleine Galanterie zeigen und nebenbei seinem äußerst gesunden Appetit bei etwas Besserem, als der gewöhnlichen Hausmannskost, freies Spiel lassen könne. Der große Tag erschien, und der stattliche Junker saß während des Schmauses in der vollen Pracht und Glorie seiner knappen Uniform und seines weißen Milchbarts neben Sophien, der aufblühenden Tochter vom Hause, deren bürgerliche Geburt er gänzlich übersah und vergaß, nicht sowohl wegen ihrer leiblichen Schönheit und geistigen Anlagen, als vielmehr wegen der Menge von herrlichen Speisen und Getränken,

welche ihn dermaßen ergötzten und beschäftigten, daß ihm zum Betrachten und Unterhalten seiner Nachbarin wenig oder gar keine Zeit übrig blieb. Doch als er recht durch und durch satt war, und, ungeachtet seines besten Willens, nichts mehr genießen konnte, erinnerte er sich dankbar der Verdienste, welche Sophie sich um ihn durch freundliches Röthigen zum Zulangen erworben hatte, und gewissenhaft setzte er nun alle ihm zu Gebote stehenden Künste der Galanterie in Bewegung. Er erzählte von Bällen und Duellen, denen er in der Garnison schon beigewohnt, schilderte mit Enthusiasmus die Schönheit der Pferde und der Töchter seines Obristen und setzte zuletzt den ganzen Schatz seiner Ehre zum Pfande, daß die eine der Letzteren, und zwar die nämliche, um welche sich noch kürzlich erst zwei Kornets, zur Probe, wer von Beiden am verliebtesten in sie sey, auf Tod und Leben geschlagen hätten, Sophien so ähnlich sey, als ob sie ihr aus den Augen geschnitten wäre.

Sophie wollte ihm das nicht glauben, weil ihr bis dahin noch kein Mensch gesagt hatte, daß sie schön sey. Ihre Gouvernante, die oft gerade das Gegentheil geäußert hatte, sollte den Streit entscheiden. Da erschrak der Junker und wußte dem Unwillen der Gouvernante keine bessere Entschuldigung entgegen zu setzen, als die Versicherung, daß er nur gespaßt habe. Sobald er aber mit Sophien wieder einmal allein war, schwur er ihr

hoch und theuer, daß seine erste Aussage sein vollkommenster Ernst gewesen sey, und damit sie sich von der Wahrheit derselben mit eigenen Augen überzeugen möchte, drückte er ihr ein niedliches Taschenetuis mit einem kleinen Spiegel in die Hand, zum recht nahen und genauen Betrachten ihres Gesichtchens, wenn die großen Wandspiegel in den Zimmern ihres Hauses ihr etwa zu hoch hingen.

Sophie war hoch erfreut über das allerliebste Geschenk und betrachtete sogleich ihr Gesicht recht gewissenhaft in dem kleinen Spiegel, um zu sehen ob Rudolph oder die Gouvernante Recht hab Ehe sie indessen hierüber noch mit sich einig werden konnte, hatte die Gouvernante schon das grausame Urtheil ausgesprochen, daß ein so gefährliches Geschenk nicht behalten werden dürfe, und ohne Barmherzigkeit ward es in die Hände, aus denen es gekommen war, wieder zurück geschickt.

Bei der nächsten Zusammenkunft ließ es der Junker nicht undeutlich merken, daß sein Herz gekränkt und seine Ehre beleidigt sey. Die Gouvernante that freilich, als ob sie hiervon nichts merke; aber Sophiens Gutmüthigkeit ergriff die erste Gelegenheit, die sich ihr darbot, um ihm zu sagen, daß sein Geschenk ihr recht viel Freude gemacht, und daß es ihr sehr leid gethan habe, ihn durch die Zurückgabe desselben kränken zu müssen.

Nun hielt der Junker eine gar schöne Rede gegen die Kabalen des Neides, der sich mit seinem tyrannischen Scepter und seinen Basiliskenklauen zwischen sympathisirende Herzen werfe, um sie von einander zu reißen und auf das Grausamste zu zerfleischen. Die tragischen Gesten, welche er hierzu machte, bestanden theils aus einigen kühnen Griffen an das Gefäß seines Säbels, theils aus einigen tüchtigen Schlägen, die er mit geballter Faust gegen seine Stirn that. Sophie verstand von Allem nichts und lief verschüchtert mit der Nachricht zu ihrer Gouvernante, daß der Junker ganz gewaltig betrunken, wo nicht gar verrückt seyn müsse. Sie fürchtete und vermied ihn von nun an, so oft er sich ihr auch wieder nähern wollte, und wenn sie ihn nicht sah, dachte sie auch fast gar nicht an ihn. Auf einmal aber ward sie auf's Neue sehr lebhaft an ihn erinnert, denn sie fand eines Abends ganz unvermuthet das bewußte Etuis wieder in ihrem Strickbeutel, und auf einem dabei befindlichen Zettel las sie von der Hand des Junkers folgende Verse:

An Sophiens Spiegel.

„Als dich Sophiens Blick bestrahlte,
Da lacht' aus dir, in wunderbarer Pracht,
Von einem Engel angelacht,
Ein Engelsbild, wie kein Correg' es malte.

Sag' an, wo ist das Bild geblieben,
Das dir ein günst'ger Augenblick gelieh'n?
O, hättest du's nicht lassen flieh'n:
Wie zärtlich würd' ich, kaltes Glas, dich lieben!

Fruchtloser Wunsch! — Doch blüht im Herzen
Mir nicht ihr Bildniß, göttlich schön und hehr?
Ja hier, hier blüht es! Nur zu sehr
Empfind' ich das an meiner Sehnsucht Schmerzen! —

Wie wandelt seliges Entzücken
So plötzlich sich in namenlose Pein!
Die Herrliche! Nur sie allein
Kann ungestraft ihr schönes Bild erblicken'

Dicht unter diesen Versen stand Vor- u Zuname des Junkers nebst Monatstag und Jahrzahl vorzüglich leserlich geschrieben, und zwischen diesen prosaischen Anhang war das große von Rollbeck'sche Familienwappen mit möglichster Präcision, zum Zeichen der elegischen Stimmung des Schreibers, auf schwarzes Siegellack gedrückt.

Sophie wußte schlechterdings nicht, was sie sah und las, bis die Gouvernante, welche ihr über die Schulter sah, mit lebhaftem Erstaunen ausrief: „Est-il possible? Er macht Verse auf Sie?"

„Verse?" stotterte die erschrockene Sophie. — „Ich habe wahrhaftig keine bestellt!" — Im Nu

war das Blatt ihrer Hand entrissen, und nun erst war sie recht neugierig, zu wissen, was sie gelesen habe. Doch unerbittlich eilte die Gouvernante mit ihrer poetischen Beute hinweg, um sie dem Regierungsrath mitzutheilen. Nach einigem Besinnen ging auch Sophie nach dem Zimmer ihres Vaters, und da sie hörte, daß die Gouvernante ihn im Garten aufsuche, nahm sie ebenfalls ihren Weg dorthin. Doch statt Derer, die sie suchte, erblickte sie an einer dichten Heckenwand höchst unerwartet den poetischen Junker, der sie so schüchtern, als ob er ein recht böses Gewissen hätte, begrüßte.

„Ach!" stotterte Sophie erschrocken und verlegen — „Sie haben Verse auf mich gemacht — —"

Eigentlich wollte sie noch hinzusetzen, daß er das hätte sollen bleiben lassen; aber sie vergaß dies augenblicklich, weil er blutroth ward und sie mit sehr gepreßter Stimme fragte, ob die Verse auch nicht zu schlecht für sie wären. Sie war zu redlich, als daß sie nicht hätte gestehen sollen, wie wenig sie bis jetzt davon wisse und wie unwahrscheinlich es sey, daß sie das eingebüßte Blatt wieder werde in ihre Hände bekommen. Da erbot sich der Junker auf's Großmüthigste zum Schadenersatz, bat Sophien, ein wenig zu warten und lief spornstreichs davon, ehe sie dazu kommen konnte, seine Höflichkeit zu verbitten. Ihm laut nachzurufen hielt sie aber aus mehr als einem Grunde nicht für rathsam.

Während sie noch unschlüssig und unwillig nach der Stelle sah, wo er verschwunden war, und als sie eben von ganzem Herzen wünschte, daß er nicht wieder zurückkehren möchte, hörte sie hinter sich in dem Heckengange ihren Vater und die Gouvernante vorübergehen, die sich eben über die poetische Neuigkeit besprachen. Sophie wollte hervortreten, denn sie hatte ja selbst ihren Vater von dem Vorgefallenen benachrichtigen wollen; allein der Schreck über die schon begonnene ernstliche Anklage der Gouvernante machte, daß sie mit klopfendem Herzen unschlüssig stehen blieb. Der Regierungsrath, der die große Neuigkeit nur erst im Allgemeinen gehört hatte, schien nicht viel daraus zu machen und suchte sie auch der eifernden Erzieherin als unbedeutend vorzustellen, indem er ihr halb scherzhaft sagte, ein Mädchen müsse sich so früh als möglich an poetische Galanterien, so gut als an Thee und Wassersuppen gewöhnen, denn auf welches blonde oder braune Gänschen würden heut zu Tage nicht einige Dutzend schlechte Verse gemacht?

Die Gouvernante hatte eine entschiedene Schwäche für die Kunst des Versemachens, ohne deswegen aus einer strengen poetischen Schule zu seyn, und nahm es dem Regierungsrath ein wenig übel, daß er die Verse des Junkers, ohne sie gelesen zu haben und lesen zu wollen, für schlecht hielt. Mit dem Tone der Kennerin versicherte sie daher, daß sie vortrefflich wären und der Junker

gar nicht so dumm, wie er aussähe, sondern ein guter Kopf und ein schöner Geist sey, wie irgend einer in den Ehrentempeln der vergoldeten deutschen Taschenbücher.

Sophie hatte nach diesem Gespräch nicht absichtlich hingehorcht, sondern es nur gehört, weil es ihr an Muth fehlte, hervorzutreten, oder davon zu laufen, und weil es ihr nicht eingefallen war, sich die Ohren zuzuhalten. Und daß sie für's Erste nichts weiter hörte, hatte seinen Grund bloß in dem Umstande, daß die Sprechenden sich jetzt auf ihrem Spaziergange weiter von der Hörerin entfernten. Aber die Wirkung dessen, was sie gehört, war bei ihr nichts weniger, als vorübergehend. Sie hatte ihre Gouvernante und manche Andere zu oft mit Ehrfurcht und Begeisterung von den poetischen schönen Geistern in und außerhalb Weimar sprechen hören, als daß ihr der Junker nicht auf einmal in einem neuen, herrlichen Lichte hätte erscheinen sollen, seit er von seiner größten Widersacherin für eine Art von Weimaraner erklärt worden war. Sie hielt ihn nun für ein Wesen höherer Art, dessen Aufmerksamkeit ihr im höchsten Grade schmeichelhaft seyn mußte. Sie machte sich bittere Vorwürfe darüber, einen so ausgezeichneten Junker bisher so unverantwortlich verkannt und geringgeschätzt zu haben. Sich zu entfernen, eh' er zurückkehrte, fiel ihr jetzt nicht mehr ein; sie erwartete ihn vielmehr mit recht freudiger Ungeduld und sann ernstlich darauf, wie

sie ihn recht höflich empfangen und wegen des Vergangenen versöhnen wolle.

Endlich kam der Junker halb außer Athem wieder herbei gerannt. Sophiens kunstmäßigster Knix begrüßte ihn schon von weitem, und sie wartete mit Ungeduld nur auf die Frage aus seinem Munde, was sie von den Dichtern halte, um ihnen allen und ihm in's Besondere, in der allerehrfurchtsvollsten Antwort zu huldigen. Doch der Junker schien diese Gesinnungen schon bei ihr vorauszusetzen, denn er stellte darüber weiter kein Examen an, sondern fragte sie bloß, welche von den beiden verunglückten Abschriften des Gedichts, die er herbeigeholt hatte, sie statt der dritten, fehlerfreien, die ihr entwendet war, haben wolle. In der ersten war nur eine einzige Zeile ausgelassen; in der andern waren ein Paar Wörter doppelt geschrieben und am Ende noch ein großer Klex zur Zugabe gemacht. Der Junker stimmte für Nr. 1, weil da das Wappen besser abgedruckt war und weil man, nach seiner Meinung, das Fehlen einer Zeile weniger bemerkte, als den unwillkürlichen Ueberfluß in Form von Buchstaben oder von einem Klexe.

Sophie neigte sich dessen ungeachtet zu Nr. 2; doch ehe sie noch ihre Gründe dafür auseinander setzen konnte, hörte sie, daß ihr Vater und die Gouvernante sich wieder in dem Heckengange näherten. Das junge Paar verstummte augenblicklich erschrocken vor dem ältern, das noch immer

den vorigen Stoff zur Unterhaltung lebhaft verarbeitete. — „Ihr Urtheil, mein Herr Regierungsrath", sagte die Gouvernante eben laut und vernehmlich. „Ihr Urtheil über das Gedicht, als Gedicht, sey dann, welches es wolle: so müssen Sie mir doch in dem einen Punkte Recht geben, daß sich eine zärtliche Liebe zu Sophien darin ganz unverkennbar ausspricht".

„O ja!" erwiederte der Regierungsrath — „verliebt mag er wohl in sie seyn, wie es so ein Junker nun eben zu seyn pflegt; aber wer wird darüber in die große Lärmtrompete stoßen! Thun Sie ja, als merkten Sie davon gar nichts!"

Er setzte noch hinzu, daß Sophie auf diese Art am sichersten in ihrer kindlichen Unbefangenheit zu erhalten und der Junker von seiner Narrheit zu heilen sey, da im Gegentheil durch ein stürmisches Entgegenkämpfen eine solche Posse oft erst bedeutend werde. — Von diesem wichtigen Zusatze hörte das junge Paar aber kein Wort mehr, theils weil die Sprechenden sich schon wieder entfernten, theils weil die wenigen Worte, welche deutlich zu verstehen waren, einen so gewaltigen Eindruck auf die beiden betroffenen Hörer machten, daß ihnen auf eine Weile fast gänzlich das Hören und Sehen verging.

Ein leises: „Ach, Herr Jesus!" war Sophiens Lippen unwillkürlich entflohen, als sie hörte, daß der Junker in sie verliebt sey. Sie war erschrokkener, als wenn neben ihr Feuerlärm geschrien

würde; aber zugleich hatte sie eine Empfindung, als ob der Lärm nur einem prächtigen **Freuden**feuer gelte. Ihr Gesicht glühte; sie konnte vor Scham kein Auge aufschlagen, und das gewählte Blatt entsank ihrer zitternden Hand.

Auch der Junker war nicht wenig betreten. Doch als die Sprechenden vorüber waren, suchte er sich zu ermannen und machte der langen ängstlichen Pause ein Ende, indem er das hingefallene Blatt aufhob und Sophien schüchtern fragte, ob sie es nun etwa doch noch wegen des Klexes verwerfe?

„Ach nein! **darum** nicht;" war ihre Antwort — „allein es soll ja etwas von Liebe darin stehen!"

Wenige Augenblicke nur stand der Junker an, was er hierauf erwiedern und thun solle. Dann war sein Entschluß gefaßt. Er that einen verzweifelten Fußfall; er versicherte, daß es wörtlich wahr sey, was eben von ihm in dem Heckengange gesprochen worden und daß er bereit sey, sich eben so tapfer, wie die beiden Kornets um die Tochter des Obristen, um Sophien zu schlagen; und er beschwor sie, ihn nun ein für allemal als ihren Liebhaber anzuerkennen. Sophie war diesem Antrage gar nicht abgeneigt, da sie es, nach der Aussage der Gouvernante, nicht nur mit einem schönen Geiste zu thun hatte, sondern auch ihr Vater selbst, wie sie meinte, die Liebe des Junkers

gebilligt hatte. Sie bat diesen daher, sich nur noch höchstens ein Jahr zu gedulden, binnen welcher Zeit sie gewiß hoffe, konfirmirt zu werden, denn früher schicke es sich doch wohl für ein Mädchen nicht, einen förmlichen Liebhaber zu haben.

Gegen diesen altmodischen Aberglauben stellte ihr der Junker eine Menge von Beispielen neumodischer Liebesgeschichten auf, theils aus der wirklichen Welt, theils aus allerhand moralischen Romanen und Erzählungen, in welchen die kleinen Mädchen, unbeschadet ihrer Kindlichkeit und Unschuld, gleich aus den Armen ihrer alten Wärterinnen, von denen sie laufen gelernt haben, in die Arme ihrer jungen Liebhaber hüpfen, von denen sie nun kunstmäßig küssen lernen. Solchen überwiegenden Gründen vermochte Sophie nicht zu widerstehen. Sie reichte dem Junker die Hand zum Aufstehen, ließ sich zwei- oder dreimal von ihm küssen, versprach ihm, auf sein wiederholtes Bitten, ewige Treue und strenge Verschwiegenheit gegen Jedermann, bis er Offizier wäre und sie heirathen könne; und so war dann wieder ein Liebesbund geschlossen, so schön, als in irgend einem moralisch-verliebten Historienbuche.

Seit dieser wichtigen Stunde gab sich die gewissenhafte Sophie recht ernstlich Mühe, in ihren

Liebhaber verliebt zu seyn; und so ungeschickt sie sich hierzu auch anfangs anstellte, so ging es jedoch nach und nach immer besser mit ihren zärtlichen Gedanken an ihn, wenn sie getrennt waren, und mit ihren verstohlenen Blicken, Winken und Händedrücken, wenn sie sich in Gesellschaft sahen. Selbst zu manchen geheimen Zusammenkünften, bei denen sie immer dreister schwatzen und küssen lernte, wußte sie Rath zu schaffen, ohne daß die Gouvernante sie ertappte; denn sie war überhaupt nichts weniger als auf den Kopf gefallen, und das Romanhafte eines geheimen Einverständnisses mit einem poetischen Liebhaber, der ihr von Zeit zu Zeit ein Paar zärtliche Verse als Konterbande zusteckte, gewann immer mehr Reiz für sie und entwickelte jetzt manche Anlage in ihr, die sonst vielleicht noch lange geschlummert hätte.

Was die Gouvernante wirklich nicht sah und was der Regierungsrath als eine kindische Posse belachte, das entging deswegen der ernsthaften Beachtung vieler Anderen nicht. Es gab in Asselheim, so gut als anderwärts, Leute, die, nach der Erfahrung eigener Liebesintriguen, wie Spürhunde, den Intriguen Anderer auflauerten, um, was sie sich selbst sehr leicht verziehen, aber vor Jedermann sorgfältig zu verhehlen suchten, an ihrem Freund und Nachbar so streng als möglich zu rügen und die Kunde davon, so weit nur ihr Wirkungskreis reichte, zu verbreiten. So ward dann Sophie von Leuten, gegen welche sie ein

wahrer Engel der Unschuld war, ohne Barmherzigkeit beklatscht und verdammt; und das gelindeste Urtheil, was man über den Junker aussprach, war dieses, daß er darauf ausgehe, das Gut, das sein Vater am Spieltische verloren habe, mit der Zeit am Traualtare wieder zu gewinnen.

Es konnte nicht fehlen, daß die Kunde von dem Allen endlich durch ein Paar dienstfertige Zungen auch bis zu den Ohren der Gouvernante und der Frau von Rollbeck drang, die beide dadurch nicht wenig überrascht und erschüttert wurden. — Die Rückwirkung hiervon auf das verrathene Liebespaar war von sehr verschiedener Art. Während Sophie in Thränen der Angst und Beschämung fast zerfloß, trat der Junker gegen seine Frau Mama sehr keck in die Schranken und berief sich, zur Behauptung seiner Freiheit im Felde der Liebe, auf die glorreichen Beispiele seines hochseligen Herrn Papa's und seines eben so hochseligen Herrn Onkels, die es, bis an ihren Tod, oft genug bei einer Flasche Wein erzählt und belacht hatten, was sie weiland als heranwachsende Buben mit den Töchtern des Schulmeisters und Verwalters für verliebte Scherze getrieben. — Frau von Rollbeck setzte hierauf sehr gründlich auseinander, daß Plaisanterien dieser Art gewöhnlich von gar keinen, oder doch nur von leicht zu übersehenden Folgen und daher einem jungen Kavalier wohl zu verzeihen wären; dahingegen eine Liebesgeschichte mit einer Demoiselle wobei man sich zu

schriftlichen Erklärungen mit Namensunterschrift und Beifügung des Wappens verführen lasse, zu den allerbedenklichsten dummen Streichen gehöre, deren sich ein junger Edelmann schuldig machen könne

Bei genauer Untersuchung ergab sich nun freilich, daß Junker Rudolph kein Eheversprechen. sondern nur zärtliche Verse schriftlich von sich gegeben habe, und dieses beruhigte seine Frau Mama nicht wenig; doch auch gegen die Verse wußte sie sehr erhebliche Einwendungen vorzutragen. — Sie dachte nämlich über das Versemachen ohngefähr wie die Türken über das Musikmachen, und meint daß ein Kavalier wohl ein Hochzeit- oder ein anderes Carmen mit allen Ehren annehmen, lese und bezahlen könne, daß aber die Verfertigung solcher Waare sich nur für Schulmeister. Magister und dergleichen ärmliche und schwächliche Leute schicke.

Das wirkte sehr stark auf den Junker, denn trotz seiner verbotenen Liebe hatte er sich doch noch nicht von allen noblen Gesinnungen entfremdet. Zu seiner Ehrenrettung gestand er daher. daß er die Verse nur aus gedruckten Büchern abgeschrieben und daß er längst selbst bemerkt habe, wie wenig das Verfertigen derselben sich für einen Junker passe, indem er nie aus eigenen Mitteln welche habe zu Stande bringen können. — Dieses vertrauliche Geständniß, das aber für jeden Andern ein Geheimniß bleiben sollte, trug wieder etwas zur

Beruhigung der Frau von Rollbeck bei, und sie mißbilligte an dem ganzen Versespiele für jetzt nichts weiter, als die dabei geschehene Herabwürdigung ihres großen Familienwappens.

Da sie aber erfahren hatte, daß Sophie thöricht genug gewesen wäre, sich vorzüglich durch den Glauben an das poetische Genie ihres Sohnes zu einem geheimen Liebesverständniß verführen zu lassen, so baute sie hierauf augenblicklich den Plan zur gänzlichen Zerstörung desselben. Sie ließ die Gouvernante zu sich kommen, theilte dieser unverholen ihre Meinung über die immer häufiger werdenden Mesalliancen mit und entdeckte zur Zugabe, nicht ohne Schadenfreude, das heilige Geheimniß von den zärtlichen Versen, denn für die zukünftige Unverletztheit ihres Stammbaums gab sie sehr gern den poetischen Lorbeer ihres Sohnes Preis.

Mit vieler Erbitterung über den erlittenen Betrug verkündigte die Gouvernante Sophien, daß der Junker kein poetisches Genie, sondern nur ein poetischer Spitzbube und also im Grunde wirklich so dumm sey, als er aussehe. Die schon mit sich selbst uneins gewesene Sophie ward es nun förmlich auch mit dem Junker. Bei der ersten Gelegenheit, da er sie mit der alten Vertraulichkeit wieder anredete, hielt sie ihm sehr empfindlich seine Betrügerei vor und sagte ihm die bisherige Liebesverbindung mit dürren Worten auf. Weil er nun mit Schrecken sah, wie treulos seine Mutter ihn

verrathen habe und daß die ganze Ehre seines Kopfes nebst seinem schönen Liebesromane auf dem Spiele stehe, so faßte er auf der Stelle einen heldenmüthigen Entschluß und log Sophien ohne Bedenken vor, daß er mit jener Aussage nur seine Mutter belogen habe, weil sie ein hartnäckiges Vorurtheil gegen das Versemachen habe.

Sophie war, zur Ehrenrettung ihres eigenen Verstandes, nur zu sehr geneigt, sich durch diese Vorspiegelung auf's Neue hintergehen zu lassen; doch war sie auch vorsichtig genug, sich diese Schwäche nicht geradezu merken zu lassen; und sie ihrem Vater und der Gouvernante heilig [illegible] sprochen hatte, von ihrer bisherigen Verir[rung] zurückzukehren, so blieb sie standhaft bei i[hrer] Erklärung, daß sie den Junker nicht mehr z[um] Liebhaber verlange.

Dieser schrieb die Unwirksamkeit seiner zärtlichen Bitten und verzweifelten Fußfälle einzig und allein der Verrätherei seiner Mutter zu und sein Dichten und Trachten war nun darauf gerichtet, sich zu rächen und den Fehler seiner voreiligen Offenherzigkeit wieder gut zu machen. Er rannte daher noch an dem nämlichen Tage zwei Stunden lang in arger Sonnenhitze hinter einem Hasen, einem Eichhörnchen und noch einem Hasen her, stürzte dann mit glühendem Gesicht und halb außer Athem in das Zimmer seiner Mutter und nahm eilig aus ihrem Schreibtisch das Petschaft mit dem großen Wappen.

„Je, Rudolphchen!“ sagte die erstaunte Dame — „Du schwitzest ja wie ein Braten! Was hast Du denn gemacht?“

„Verse!“ war seine Antwort — „Das sehn Sie ja wohl, daß ich Verse gemacht habe. Ich kann mir nicht helfen: ich muß das Wappen darunter drücken“. Mit diesen Worten flog er zur Thür' hinaus und auf sein Zimmer.

Die Mutter rief hinter ihm her; aber er hörte nichts davon, oder that wenigstens so. Wie er erwartet hatte, kam die Mutter ihm nun nachgelaufen, um eine nähere Erklärung zu fordern. Und diese gab ihr der Schelm dann so pfiffig und boshaft, als es ihm nur möglich war. — Mit einem ziemlich grell gemalten Ausdruck von Beschämung auf der einen und von Enthusiasmus auf der andern Seite, sagte er, daß er neulich, aus kindlicher Gutmüthigkeit, seine liebe Mama, um sie nicht auf einmal zu schwer zu kränken, ein wenig belogen habe, daß er es aber nun offenherzig gestehen wolle, er erliege fast unter den allerunadeligsten Talenten und Neigungen, denn er hange mit gleicher unbezwinglicher Leidenschaftlichkeit an dem Versemachen und an Sophien.

Frau von Rollbeck war ganz außer sich über den bedauernswürdigen Gemüthszustand ihres einzigen geliebten Sohnes und wußte sich die traurige Verwahrlosung desselben nicht anders zu erklären, als daß sie meinte, sich an dem verwünschten Magister, dem sie am Tage nach ihrer Hochzeit

für sein großes Gratulationscarmen einen Speciesthaler in die Hand gedrückt hatte, höchst unglücklicher Weise versehen zu haben. Sie vergoß die bittersten Thränen hierüber und empfand mehre Tage lang beim Anblick ihres Sohnes den heftigsten Kummer und Aerger.

Eines Tages legte sie sich halb krank zu Bette und durchwachte, voll der unruhigsten Gedanken, den größten Theil der Nacht. Erst gegen Morgen schlummerte sie ein; aber nicht, um sich zu erholen, sondern nur, um sich noch mehr zu ängstigen, denn der lebhafteste und böseste Traum ihres ganzen Lebens quälte sie unbarmherzig bis zum Erwachen.

Es kam ihr nämlich vor, als ob sie ernstlich krank und immer kränker würde, als ob sie nach langer Qual endlich stürbe, und wegen har[ter] Anklagen von Seiten ihres seligen Gemahls, [der] nichts weniger als selig, sondern tief in der Hö[lle] mit Zähneklappen beschäftigt war, nur mit genauer Noth in den Himmel käme.

Hier ward sie auf mannichfache Weise erst überrascht, dann ein wenig entzückt und endlich recht bitter gekränkt.

Der Himmel war, wider Vermuthen, gar nicht voll Geigen, sondern bloß voll von stillen Seligen, die sich, vermuthlich Anstands halber, von ihrer Seligkeit nicht das Mindeste merken ließen. Ueberall war Glanz und Pracht und schweigende Feierlichkeit, wie bei der großen Cour des fürstlich Z*schen Hofes, wo Frau von Rollbeck weiland

Hofdame gewesen war. Auch der alte, ehrwurdige Herr, welcher dem Haupteingange gegenüber, auf einem prächtigen Throne saß, glich dem höchstseligen Fürsten von Z* auf's Haar; und der Engel, welcher die neue Selige in der majestätischen Vorhalle empfing, unterschied sich durch nichts, als die langen Flügel, von einem gallamäßig geputzten Z*schen Kammerherrn, welches in ihr manche höchst angenehme, wiewohl etwas weltliche, Erinnerungen erweckte.

Um zur großen Mittelthür, die bloß für den stiftsfähigen Adel geöffnet wurde, eingehen zu dürfen und um am Throne förmlich präsentirt werden zu können, mußte sie durchaus eine seidene Robe anhaben, an deren Vorderseite ihr Stammbaum in Gold gestickt war. Himmlische Kammerfrauen brachten auch sehr bald den Stoff zu der Robe und erboten sich zur schnellen Verfertigung der Stickerei. Nur verlangten sie, was sehr billig war, daß Frau von Rollbeck die Namen ihrer Ahnen genau dazu angebe. Wie die Arme sich hier an manchen Stellen wegen ihres, zum ersten Male von dieser Seite untreuen Gedächtnisses fast auf's Neue halb todt ärgerte und zurück in's Grab ängstete, ehe sie sich nach und nach auf alle Namen besann — das gehörig zu schildern, soll keine Zunge oder Feder eines Erdenbürgers im Stande seyn.

Doch die Stickerei wurde endlich glücklich zu Stande gebracht; die große Feierlichkeit der Präsentation ging, etwas ängstlich und langweilig, doch

höchst ehrenvoll, vorüber; und die neue Himmelsbewohnerin ward in einen glänzenden Kreis von lauter vornehmen Herren und Damen geführt, die alle auf himmelblauen, damastenen, stark vergoldeten Stühlen saßen und mit himmlisch-seligem Wohlgefallen ihre Wappen betrachteten, die groß und prachtvoll zu ihren Füßen in den kostbaren Teppich gewirkt waren.

Frau von Rollbeck wurde von dem Engel, der sie empfangen hatte, auf den für sie bestimmten Platz geführt und von dem ganzen Kreise höchst achtungsvoll begrüßt. Sobald sie sich gesetzt hatte, bat sie der Engel, ihre nächsten Nachbarn zur Rechten und zur Linken zu betrachten. Sie that es und sah mit Entzücken, daß sie sich in der Mitte ihrer früh verstorbenen Kinder befand, deren jedes auf einem verhältnißmäßig kleineren Stuhle saß, damit es mit den Füßen sein Wappen berühren konnte, wie die großen Leute.

Die zärtliche Mutter überhäufte die geliebten Kleinen mit Liebkosungen; doch sie erwiederten dieses keineswegs und wollten sie theils gar nicht kennen, theils warfen sie ihr vor, daß sie von ihr auf Erden bald zu warm und bald zu kalt gehalten und überfüttert und todt gedrückt wären.

Vergeblich versicherte die Gekränkte, daß sie das Alles nur aus zärtlicher Liebe gethan habe; sie konnte die Herzen der kleinen himmlischen Starrköpfe durchaus nicht erweichen und rief daher im bittern Gefühl ihres Schmerzes aus: „Ach,

wenn doch mein Rudolph hier wäre! Kommt denn mein Rudolphchen nicht bald?"

„Nimmer in diesen würdigen Kreis!" donnerte ihr der Engel in's Ohr. Auf ihre ängstliche Frage erhielt sie die trostlose Antwort, daß ein Kavalier, der sich bis zu einer Mesalliance erniedrigt habe, auf keinen dieser vornehmen Plätze Anspruch machen könne, sondern die ganze, lange Ewigkeit hindurch auf der entfernten, elenden Gallerie, wo die einfältige bürgerliche Frömmigkeit abgefunden werde, vorlieb nehmen müsse.

Da that die erschrockene Mutter einen lauten Schrei des Entsetzens; doch statt eines tröstlichen Wortes lachte der Engel laut auf; und ihre eigenen Kinder und endlich der ganze vornehme Kreis folgten seinem schadenfrohen Beispiele und trieben die Arme mit immer lauterem, gräßlicherem Hohngelächter zu einer Verzweiflung, wie sie die Hölle nicht schrecklicher kennt. —

Frau von Rollbeck erwachte im heftigen Fieberschweiße aus diesem quälenden Traume, ohne das Mindeste von der Sehnsucht zu fühlen, mit welcher viele andere Träumer an ihren erträumten Himmeln hangen. Vielmehr brach sie in ein inbrünstiges Dankgebet aus, als sie mit klarem Bewußtseyn wieder ihren irdischen Betthimmel erkannte, um den sie mit Freuden jenen, und vielleicht jeden, überirdischen hingab. Aber so quälend und so albern auch ihr Traum gewesen war, so konnte sie doch nicht unterlassen, sich noch wachend

mit den Bildern desselben zu beschäftigen. Und je länger und ernsthafter sie darüber brütete desto bedeutender erschien ihr dies und jenes darin. Sie hielt ihn endlich wirklich für das Werk einer höheren Macht, um ihr selbst ihren nahen Tod anzukündigen und ihren Sohn vor der allerunglücklichsten Verirrung zu warnen. — Was nun ihren eigenen Tod betraf, so ergab sie sich, mit einigem Vertrauen zu ihrer guten Natur, in ihr Schicksal; aber sobald sie an ihren Sohn dachte, seufzte sie immer mit gepreßtem Herzen: „Ach, Alles, Alles! nur keine Mesalliance!"

In einer trüben Abendstunde, da dieser Gedanke, bei vermehrter Krankheit, mit ganz besonderer Lebhaftigkeit und Aengstlichkeit vor ihr stand, trat unvermuthet der Regierungsrath in ihr Zimmer, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie hielt seinen Besuch für eine Schickung des Himmels und sprach mit ihm in vertraulichem Tone von ihrem nahen Tode. Und als der Regierungsrath ihr voll warmer Theilnahme Muth und Hoffnung einsprach, ward sie immer vertrauter und platzte endlich mit der Erzählung ihres ganzen Traumes heraus. Nur mit Mühe konnte der Regierungsrath das Lachen unterdrücken. Doch ward er ernsthafter, als sie zuletzt in den Seufzer ausbrach: „Ach, nur keine Mesalliance!" und ihn dann fragte, ob er nicht auch, als ein so verständiger Mann, eine Mesalliance für eine höchst unglückliche Thorheit halte und es sich zur

Gewissenssache machen werde, seine Tochter davon zurück zu halten.

Er verzieh der kranken, an Geist und Körper schwachen Frau das Alberne und Unschickliche, was in dieser Frage lag, und versicherte nur mit ernstem, festem Tone, daß er nie in eine Mesalliance einer Tochter willigen werde.

„Gewiß nie? nie?" stammelte Frau von Rollbeck und streckte ihm ihre Hand entgegen. — „Können Sie mir das mit einem Handschlage, an Eides Statt, wohl versprechen?"

Der Regierungsrath war großmüthig genug, auch jetzt jede Empfindlichkeit zu unterdrücken und mit der Schwäche der Kranken Nachsicht zu haben. Er legte seine Hand in die ihrige und wiederholte mit Nachdruck seine vorige Versicherung. Da sah ihn Frau von Rollbeck noch mit einem unaussprechlich dankbaren Blicke an und sank dann erschöpft in einen leichten Schlummer, wobei ein so heitres Lächeln um ihren Mund schwebte, als sähe sie ihren Rudolph schon groß und breit auf einem der himmelblauen, damastenen Stühle sitzen.

Junker Rudolph war fromm genug, mehre Tage lang an die prophezeiende und warnende Bedeutsamkeit jenes Traumes zu glauben. Er hielt den nahen Tod seiner Mutter für gewiß und

fing an, seine geliebte Verirrung für eine Versündigung an seinem schönen Stammbaume zu halten. Doch als seine Mutter, anstatt zu sterben, wieder frisch und gesund aus dem Krankenzimmer trat und also ihr Traum von dieser Seite zum Lügner geworden war, so verschüttete er das Kindlein gänzlich mit dem Bade und glaubte auch an die Warnung des Traumes nicht mehr. Und weil es seinen Ehrgeiz nun bitter kränkte, sich von einem solchen Hirngespinnst auf einige Zeit haben bethören zu lassen, so steuerte er jetzt mit doppelten Segeln auf das Ziel seiner Liebe los, vielleicht weit weniger aus Verliebtheit, als aus Trotz. Und da Sophie, stets eingedenk des Versprechens, das sie ihrem Vater gegeben hatte, sich durchaus zu keiner Gemeinschaft mit dem Junker weiter verstehen wollte, so that er ganz desperat und faßte den abenteuerlichen Entschluß, seine Schöne, mit List oder Gewalt, zu entführen, um, ihren und seinen Verwandten zum Aerger, mit ihr so selig, wie im dritten Himmel, zu leben.

Der französische Revolutionskrieg war eben ausgebrochen, und der Junker erwartete täglich die Ordre, zu seinem Regimente zurück zu kehren, um mit demselben zu Felde zu ziehn. Er hielt dies für eine glückliche Begünstigung seines Planes, denn er hatte gehört, daß bei einem bevorstehenden Feldzuge selbst dem ärmsten Soldaten das Heirathen sehr leicht erlaubt werde; er, als ein Junker, hoffte nun, hierauf um so mehr rechnen zu

können, da ihn die nächste Bataille unfehlbar zum Kornet machen mußte. Aber um diese günstigen Umstände gehörig zu nützen, war auch keine Zeit zu verlieren, und er entschloß sich daher zu einer möglichst raschen Ausführung seines herrlichen Plans.

Die Haupthülfe hierbei sollte freilich sein Reitklepper leisten, der zu diesem Zwecke vor ein leichtes Kabriolet gespannt werden sollte. Da sich der Klepper indessen ein wenig widerspenstig beim Ziehen zeigte und auch von Sophien nicht viel Willfährigkeit, sich ziehen zu lassen, erwartet werden konnte, so bedurfte der Junker durchaus noch eines Gehülfen mit gesunden Armen und Beinen in der entscheidenden Stunde.

Weder Kutscher noch Großknecht wollten anbeißen bei diesem kitzlichen Unternehmen, ob er sie gleich mit den schönsten Versprechungen zu erangeln suchte. Der Einzige, auf den er nun noch seine Hoffnung setzen zu können glaubte, war Hermann, des verstorbenen Schulmeisters Sohn, den sein Herr Vetter und Pathe, der Prediger des Orts, unter dem Vorwande, ihn zu einem tüchtigen Schulmeister zu bilden, als Kammerdiener und Kutscher und Gärtner und Abschreiber und Ratten- und Mäusefänger in seinem Hause möglichst kärglich beköstigte und kleidete. — Hermann war ein munterer, rüstiger Bursche von neunzehn Jahren, der genug Gutmüthigkeit und Sinn für etwas Besseres besaß, um, trotz des eigennützigen Miß-

brauches, den man mit seiner unermüdlichen Dienstfertigkeit trieb, dennoch den Prediger wie seinen Vater zu ehren und sich reichlich belohnt und glücklich zu fühlen, wenn er nur von Zeit zu Zeit in einer freien Stunde ein belehrendes Gespräch mit anhören, oder ein nützliches Buch, vorzüglich historischen oder mathematischen Inhalts, lesen konnte. Dabei fehlte es ihm aber auch nicht an Muth und Laune zu den keckſten Unternehmungen; und der Junker, der ihm vorsichtiger Weise seinen Plan nicht als eine ernsthafte Entführung, sondern nur als einen vorübergehenden Scherz vortrug, fand bei ihm sogleich ein williges Ohr.

Alle Verabredungen waren getroffen, und der Augenblick der Ausführung rückte heran. Der Junker hielt mit seinem Kabriolet in einem dichten Gebüsch unweit des Wangold'schen Gartens, gerade so, wie es in hundert Romanen beschrieben ist. Sophie war, wie gewöhnlich um diese Zeit, bei ihrem Blumenbeete. Hermann ging ganz ehrbarlich zu ihr und lockte sie durch eine vorgeschriebene Lüge zum Garten hinaus in das Gebüsch. Er kam mit ihr glücklich bis an das Kabriolet. Doch als nun Rudolph hinter dem Klepper hervortrat, warf sie einen Blick voll Unwillen auf Hermann, und mit den Worten: „Pfui! das ist eine schlechte Betrügerei!" wandte sie sich um und wollte entfliehen.

Jetzt übergab Rudolph Hermann geschwind das Pferd, um Sophien aufzuhalten, und trug ihr knieend seinen Plan vor, sie nach seiner Garnison zu entführen und dort überschwenglich glücklich zu machen. Anfangs erwiederte ihm Sophie hierauf bloß, daß er nicht gescheit sey; als sie sich aber überzeugte, daß sein Antrag ganz ernstlich gemeint sey, riß sie sich so hastig von ihm los, daß er um und um purzelte, und dann lief sie, so schnell sie konnte, davon. Nach wenigen Sekunden war sie indessen eingeholt und der Junker, von Zorn und Liebe entbrannt, zog sie, trotz ihres Weinens und Bittens und Scheltens, mit Gewalt nach dem Wagen zurück. Hermann, der die ganze Scene noch nicht zu deuten wußte und Sophien mit in den Wagen helfen sollte, kam entrüstet hinzugesprungen und sagte: „Junker, Sie treiben den Spaß zu weit!" — Nun hörte er mit Abscheu, daß eine ernstliche Entführung im Werke sey und daß er des Junkers goldene Uhr zur Belohnung haben solle, wenn er hülfreiche Hand leistete. Das brachte ihn in Feuer und Flammen. Nach wenigen Sekunden hatte er Gewalt durch noch stärkere Gewalt vertrieben; Sophie war frei; und er hielt den Junker zurück, daß er der Fliehenden nicht wieder nachlaufen konnte. Darob ergrimmte der Ueberwundene dann freilich auf's Höchste; und um seine Ritterehre zu retten und zu rächen, riß er, sobald er dazu kommen konnte, sein Ritterschwert aus der Scheide. Doch Hermann, der sich noch

nicht für reif zum Tode hielt, faßte schnell und kräftig den gegen ihn aufgehobenen Arm. Eine leichte Verwundung, die er hierbei bekam, begeisterte ihn nur zu noch größerem Heldenmuthe. Im Nu hatte er das Mordinstrument erobert und gegen einen Stein geschleudert, daß es in zwei Stücken zersprang; und gleich darauf war auch der Junker so kräftig zu Boden geworfen, daß er ebenfalls beinahe mitten entzwei brach und heulend und scheltend vor Schmerz und ohnmächtiger Wuth auf seinem harten Lager liegen blieb. —

Sophie war entflohen; der Klepper mit dem Kabriolet davon gesprungen; und so entschloß sich dann Hermann gleichfalls, sich davon zu machen, und zwar je weiter, je lieber. So unschuldig dies Abenteuer auch begonnen und so brav er es auch geendet hatte, so fürchtete er doch das Schlimmste von der Strenge des Predigers und von der Rache und dem Stolze des Junkers und der Frau von Rollbeck. Sehr bald war daher sein Entschluß gefaßt, nicht wieder nach Asselheim zurück zu kehren, sondern Soldat zu werden: und mit raschen Schritten ging er vorwärts, um auf die Landstraße zu gelangen.

Ehe er noch aus dem Gebüsche kam, begegnete ihm Sophie, die sich in der ersten Bestürzung verirrt hatte und nun schüchtern auf einem weiten Umwege zurück kam. Hermann ward sogleich ihr Begleiter, um sie, nöthigen Falles, zum zweiten Male zu schützen. Er bat sie mit Thränen um

Vergebung wegen der Angst, die er ihr mit hatte bereiten helfen; und sie dankte ihm mit Thränen für ihre Rettung, besonders da sie sah, daß er um ihretwillen verwundet war. Er sollte sich in ihrem Hause verbinden, erquicken, belohnen lassen; doch am Eingange des Dorfes nahm er treuherzig und wehmüthig von ihr Abschied; alle ihre Bitten vermochten nicht, ihn zurück zu halten, und erst nach langem Sträuben nahm er von ihr die wenigen Groschen, die sie bei sich hatte und ihm mit unwiderstehlichen Bitten aufdrang, damit er unterweges nicht Noth litte.

Gegen den Junker zeugte in Asselheim nicht Sophie allein, sondern auch das zerbrochene Kabriolet und ein im Koth fast erstickter Bauernjunge, den der zügellose Klepper in einen tiefen Sumpf gerannt hatte. Der Regierungsrath führte sehr ernsthafte Beschwerde bei der Frau von Rollbeck; doch ehe diese noch über eine zweckmäßige und anständige Züchtigung ihres Lieblings mit sich einig werden konnte, fuhr das Schicksal mit einer eiligen Marschordre dazwischen. Da wandelte der mütterliche Zorn sich in Trennungsschmerzen; die Beleidigten nahmen mit der plötzlichen Entfernung des Liebesritters vorlieb; und dieser zog still und kleinlaut von dannen, um sich einstweilen, statt eines Myrthenkranzes, mit einem Lorbeerkranze zu behelfen.

Noch größer, als der Unwille gegen den Junker, war im Wangold'schen Hause die Sorge um

Hermann, dem man gleich am Tage seiner Flucht vergeblich mehre Boten nachgeschickt hatte. Einige Wochen später kam endlich ein Brief von ihm an den Prediger, worin er fröhlichen Muthes meldete, daß er eben im Begriff sey, mit dem P*schen Artilleriecorps in's Feld zu ziehen; daß er das Glück gehabt habe, die besondere Gunst seines braven Obristen zu erwerben und daß er mit allem Fleiße arbeite, sich dieselbe zu erhalten und ein recht tüchtiger Kanonen- und Bombenschütze zu werden. Außerdem war sein Brief voll des wärmsten Dankes gegen seinen ehemaligen Wohlthäter und voll der aufrichtigsten Reue über die Veranlassung zu seiner Flucht. — Der Prediger ward versöhnt und Sophie in hohem Grade gerührt und erfreut. Der Regierungsrath aber schrieb sogleich an den Obristen, der sein alter Freund war, empfahl ihm den jungen Menschen auf's Angelegentlichste und setzte demselben eine monatliche Zulage aus. Er hatte das feste Zutrauen zu Hermann, daß er in seiner jetzigen Lage auf seinem rechten Platze sey und sich unter seinen Kameraden bald vortheilhaft auszeichnen werde; und Hermann rechtfertigte in vollem Maße, sein ganzes Leben hindurch, jenes ehrenvolle Vertrauen seines neuen Wohlthäters.

Der Regierungsrath kehrte nach der Residenz zurück mit sehr ernsthaften Betrachtungen über die wichtige Lebensepoche, welcher Sophie sich allmählig näherte. Er wußte, daß sie ihr Herz aus dem Rudolph'schen Romane ganz rein und unbefleckt gerettet hatte; allein dennoch war er ihretwegen nicht ohne Sorgen, weil er selbst, in dem Gewühle seiner Geschäfte, sie zu sehr aus den Augen verlor und die Gouvernante ihm zu viele Beweise von Unfähigkeit zu der wichtigen Aufgabe, die sie als Erzieherin lösen sollte, gegeben hatte. Dies bestimmte ihn, nach sehr reiflicher Ueberlegung, zu einer zweiten Heirath, und er gab Sophien eine der trefflichsten gebildetsten Frauen zur Stiefmutter, welche, lebhaft durchdrungen von der Würde und Heiligkeit ihres Berufs, ihre neuen Pflichten mit der gewissenhaftesten und verständigsten Treue erfüllte.

Sophiens Geist und Herz entwickelten sich auf das Herrlichste unter dieser weisen und liebevollen Lehrerin und Leiterin, und sie reifte in jeder Hinsicht zu der schönsten Liebenswürdigkeit heran. Der Regierungsrath sah das mit der lebhaftesten Dankbarkeit und Freude. Sorgenfreier, und daher auch thätiger und mit glücklicherem Erfolge, als jemals, konnte er sich nun den Geschäften seines Amtes widmen. — Nach Jahr und Tag war die Folge hiervon, daß ihm die oberste Stelle in der Behörde, bei welcher er angestellt war, mi dem Titel eines wirklichen Geheimenraths und dem

hiermit verbundenen Adel von seinem Monarchen angetragen ward. Er konnte und mochte diese Belohnung und Aufmunterung zu einer noch ausgebreitetern Wirksamkeit nicht ablehnen; nur verbat er das neue Adelsdiplom als überflüssig, indem er den sehr alten Adelsbrief seiner Familie vorzeigte, der nur von seinem verarmten Großvater bis auf bessere Zeiten als unnütz bei Seite gelegt worden war.

Diese Neuigkeit erregte weit umher fast so viel freudige Theilnahme, als Aufsehen. Eine der auffallendsten Wirkungen davon zeigte sich indessen im nächsten Frühling, da Frau von Rollbeck ihren Nachbar als Geheimrath von Wangold bewillkommte. Freundlicher und höflicher hatte man si noch nie gesehen; sie ließ nicht undeutlich merk daß sie von jeher eine altadelige Natur in d Wangolds gewittert habe, und in Sophien schi sie fast so vernarrt zu seyn, wie weiland ihr Soh Rudolph. —

Einer der geist- und kenntnißreichsten Männer, der Assessor Lauro, benutzte in jener Zeit sehr eifrig die Gastfreundschaft des Wangold'schen Hauses, und war dort auch, wie es schien, sehr gern gesehen. Er war wirklich, was Rudolph nur zu seyn scheinen wollte: ein Dichter, und sein Name glänzte sehr ausgezeichnet unter den fröhlichen Sängern im deutschen Musentempel. Er war zu fein, Sophien mit plumpen Liebesreimen zu bestürmen, wie jener Afterpoet; aber aus zehn

niedlichen vergoldeten Bücherchen lachten ihr seine Laune und sein Witz, in das reizendste poetische Gewand gehüllt, so anziehend entgegen, und seine gesellschaftlichen Scherze und Urtheile waren immer so geistvoll, unterhaltend und belehrend, daß sie sich nach und nach weit mehr über seine Besuche freute, als vor Zeiten über die romantischen Zusammenkünfte mit dem romantischen Junker.

Frau von Rollbeck fand für gut, hierüber gegen eine Freundin eine kleine Anmerkung hinzuwerfen. Die Freundin wiederholte, mit etwas veränderter Wortstellung, diese Anmerkung gegen Frau von Rollbeck. Nun hatte diese nichts Eiligeres zu thun, als Sophien bei der nächsten Gelegenheit, welche sie dazu aber ein wenig vom Zaun abbrach, mit recht tantenmäßiger Bedenklichkeit in's Ohr zu flüstern, daß Stadt und Land die gründlichsten Anmerkungen über die häufigen Besuche des Assessors machten.

Sophie versicherte mit unverstellter Unbefangenheit, daß sie nicht begreifen könne, wie Stadt und Land sich ohne Noth mit dieser Gründlichkeit in Kosten setze. — Das hörte Frau von Rollbeck nicht ohne Trost; und um sich gänzlich zu beruhigen, ging sie noch einen Schritt weiter und brach ebenfalls die Gelegenheit ein wenig vom Zaune, um den Geheimrath auszuhorchen, ob er wirklich noch eben so, wie ehedem als Regierungsrath an ihrem Krankenbette, über die Mesalliancen denke. — Auch hier war das Resultat ihrer

Bemühung das allererwünschteste. Der Geheimrath versicherte so ernsthaft, als damals, daß er, nach seinen Grundsätzen, nie eine wirkliche Mesalliance seiner Tochter zugeben werde.

Nun war Frau von Rollbeck wegen der möglichen Ansprüche des bürgerlichen Assessors durchaus beruhigt; und so angenehm ihr ehemals jene Versicherungen aus dem Munde des bürgerlich geglaubten Regierungsraths wegen der künftigen Unbeflecktheit ihres Stammbaums gewesen waren, eben so erfreulich klangen sie ihr jetzt aus dem Munde des altadeligen Geheimraths, durch dessen reiche Tochter der erloschene Glanz ihres Hauses mit der Zeit herrlich wieder herzustellen war. — „Denn", sagte sie zu sich selbst, „darüber kann man wohl ein Auge zudrücken, daß Sophiens Mutter nicht adelig war. Den Vater mag das, nach seinen jetzigen Grundsätzen, freilich ärgern, aber den Gefallen kann ich ihm schon thun, eine Verheirathung meines Rudolphs mit seiner Tochter für keine wirkliche Mesalliance, wie er sich ausdrückt, zu halten. Hat sie doch einen Vater von guter, alter Familie. Wer wird dem guten Mädchen noch wegen der seligen Mutter einen Vorwurf machen!" —

Man sieht hieraus, daß sich Frau von Rollbeck in den letzten Jahren ein wenig von den revolutionären Grundsätzen, die über den Rhein gekommen waren, hatte anstecken lassen. — Seit jenem Gespräch mit dem Geheimrath führte sie nun

einen sehr lebhaften Briefwechsel mit ihrem Sohne; jeden Schritt, um welchen er dem Feldmarschall (von dem er freilich noch ziemlich weit entfernt war) näher rückte, notificirte sie triumphirend im Wangold'schen Hause; sie sprach viel von seiner jetzigen soliden Reue über ehemalige jugendliche Verirrungen; und Sophien flüsterte sie nicht selten in's Ohr, daß alte Liebe nicht roste und daß ihr Rudolph in seiner martialischen Brust das aller treueste Schäferherz mit sich herum trage.

Sophie ließ deutlich merken, daß nicht jede Liebe von Rost befreit bleibe und daß ihr Herz noch von keiner schäferlichen Treue den Beweis stellen könne. Deshalb wünschte Frau von Rollbeck nichts so sehnlich, als eine recht baldige Rückkehr ihres Sohnes, denn sie war überzeugt, daß er, um zu siegen, nur zu kommen und in seiner Offizieruniform gesehen zu werden brauche.

Doch die zärtliche Mutter sollte diese Freude nicht erleben. Ehe der Donner jenes unseligen Krieges mit seinen nachfolgenden vielfachen Echo's verklungen war, überraschte sie ein unerwarteter Schlagfluß, der sie augenblicklich in den Stand setzte, nun — wenn er anders noch für sie leer stand — auf dem himmelblauen Stuhle, den sie einst im Traume gesehen hatte, gebührendermaßen für die Ewigkeit Platz zu nehmen. —

Erst im Mai des künftigen Jahres kehrte die Armee in ihre Heimath zurück und fast zu gleicher Zeit traten Rudolph und Hermann wieder in

Asselheim auf, wo kurz zuvor auch die Wangold'sche Familie angekommen war.

Rudolph erschien zuerst. Aus dem Junker war ein Lieutenant, aus dem Milchbart war ein ernsthafter Stutzbart, und aus der ganzen, weiland etwas täppischen Jünglingsgestalt war ein reifer junger Mann mit kräftigem, soldatischem Anstande geworden. Ohne daß er den Mund zu öffnen brauchte, flößte er den Meisten durch sein Aeußeres schon eine gewisse Achtung ein. Die Blicke aller jungen Frauen und Mädchen in Asselheim ruhten mit sichtbarem Wohlgefallen auf ihm; und selbst Sophie fühlte sich durch die vortheilhaft äußere Veränderung, die mit ihm vorgegang war, sehr angenehm überrascht.

Eine größere Ueberraschung war indessen do Hermanns Erscheinung. Er trat ebenfalls als ein wohlgebildeter junger Mann mit sehr gutem Anstande auf und gab Jenem an soldatischem Range nichts nach, denn Muth und ausgezeichnete Kenntnisse hatten auch ihn zum Lieutenant gemacht, obgleich sein Beschützer, der brave Obrist, gleich zu Anfange des Krieges durch eine feindliche Kugel getödtet worden war. Man behandelte daher den Emporgekommenen jetzt nicht allein in dem Hause des Predigers, wo er sonst ziemlich gemißhandelt ward, als einen sehr ehrenwerthen Gast, sondern man nahm ihn auch in dem Wangold'schen Familienkreise mit großer Achtung

und Freundlichkeit auf; und besonders die dankbare Sophie ehrte ihn durch die feinste Aufmerksamkeit als den Mann, der einst, so redlich als muthig, ihr Retter gewesen war und sein Geschick dem ihrigem ohne Furcht und Klage zum Opfer gebracht hatte.

Man war bei seinem ersten Erscheinen im Wangold'schen und in dem Predigerhause etwas besorgt wegen seines Zusammentreffens mit Rudolph. Doch dieser trug schon seit einigen Monaten, durch seine Schuld, einen neuen Beweis von Hermanns persönlichem Muthe in einer langen Narbe an seinem Arme; daher war der alte Streit zwischen Beiden gänzlich ausgeglichen, und sie gingen nun, besonders weil Rachsucht nicht in Rudolphs Charakter lag, ohne Zwist und Neckerei ruhig neben einander hin.

Auffallend war aber die große Verschiedenheit in ihrem gesellschaftlichen Benehmen, vom ersten Augenblick ihres Wiedererscheinens an. — Hermann trat in jedem neuen Kreise zuerst mit einer gewissen unbezwinglichen Schüchternheit auf, die nahe an Blödigkeit grenzte und eine natürliche Folge seiner früheren, höchst beschränkten Lage und seiner angebornen Bescheidenheit war. Hatte er indessen, auch unter den fremdesten Menschen, nur erst ein wenig ruhig Athem geschöpft, so ward er ein immer unterhaltender Gesellschafter, und jedem guten gebildeten Manne, Weibe oder Mäd-

chen ward immer wohler neben ihm. — Rudolph hingegen trat überall sogleich mit dreister Sicherheit auf und imponirte Jedem, der ihn zum ersten Male sah; doch er hielt schwerlich eine seiner schnellen Eroberungen fest, denn nach den ersten abgethanen Höflichkeitsformeln war es, als ob Blei seine Zunge belastete, und seine Unbefangenheit nützte ihm fast zu nichts weiter, als zu einer fast heroischen Erduldung und Mittheilung der drückendsten Langenweile.

Man war im Wangold'schen Hause anfangs gutmüthig genug, die Ursache hiervon in seiner beschämenden Rückerinnerung an manche Jugendthorheiten zu suchen; und man beeiferte sich dahe recht sehr, ihm zu zeigen, daß seine jetzige E scheidenheit alle ehemaligen, bösen Eindrücke gän lich verwischt habe. Doch alle ihm entgegenkon mende, noch so feine Höflichkeit und Schonun machte ihn zu keinem bessern Gesellschafter, sondern gab ihm nur den Muth, endlich mit einer schriftlichen Bewerbung um Sophiens Hand auf das Unerwarteste hervorzutreten.

An dem nämlichen Tage erschien der poetische Lauro in Person und meldete, daß er Kriegsrath mit einem guten Gehalte geworden sey. Man sah an seinem ganzen Thun und Wesen, besonders an seiner auf's Höchste gesteigerten Aufmerksamkeit gegen Sophien, daß er im Begriff war, so ernstlich, wie Rudolph, mit einem Heirathsantrage

herauszurücken. Da zog der Geheimrath Hermann, der eben auch seinen Besuch, wie alle Tage, machen wollte, in ein Nebenkabinet, machte ihn aufmerksam auf des neuen Kriegsraths unverkennbare Absichten und bat den äußerst Betroffenen, sich ja bis zum Abend nicht von der Gesellschaft zu entfernen, damit der Kriegsrath keine Gelegenheit zu einer zärtlichen Erklärung fände. „Denn", setzte er in vertraulichem Tone hinzu, „das liefe auf eine wirkliche Mesalliance hinaus, und ich bleibe bei dem Grundsatze, den ich mit der seligen Frau von Rollbeck zweimal im Duett abgesungen habe: „„Alles, nur keine Mesalliance!""

Der Geheimrath faßte bei diesen Worten Hermann sehr scharf in's Auge und sah, daß Hermann eine Anwandlung von Stick- oder Schlagfluß haben mußte, denn das Blut schien ihm alle Adern des Gesichts sprengen zu wollen, und er stotterte und schnappte nach Luft, als ob ihm die Kehle zugeschnürt würde. Der Geheimrath war aber hartherzig genug, hierbei nicht die mindeste Theilnahme zu zeigen, oder nur zu thun, als ob er etwas davon bemerke, sondern schob den armen Patienten so bald als möglich zum Schildwachstehen in das Gesellschaftszimmer zurück.

In der gefährlichsten Batterie war Hermann nie so böse zu Muthe gewesen, als auf dem Posten, welcher ihm heute angewiesen war. Als ein braver Soldat blieb er freilich bis zum Augen-

blick der Ablösung darauf stehen, ohne sich um einen Schritt zu weit zu entfernen; aber hundertmal war er im Begriff, sich mit der Faust gegen die Stirn zu schlagen, denn auf einmal war es ihm klar geworden, daß er ein Narr und Dummkopf sey; und als ein solcher war er denn auch bis zum Abend ein gar erbärmlicher Gesellschafter, der weder ein Gespräch einzuleiten noch fortzusetzen verstand und in gedankenloser Zerstreuung oft halbe und ganze Viertelstunden lang auf eine und die nämliche Stelle des Fußbodens oder der Decke des Zimmers sah. Doch füllte er seinen Platz so gut aus, als irgend eine an ihren Ort gestellte Null, und machte es dem Kriegsrath unmöglich, eine vertraulichere Erklärung anzubringen. Sobald er diesen aber durch seine lästige Gegenwart hinweggeärgert hatte, blieb auch er keine Minute länger, sondern eilte auf die Pfarre, und es war sein heißer Wunsch, daß er recht bald wieder in den Krieg ziehen möchte, um seinen halbverlornen Kopf entweder ganz wieder zu erhalten, oder ganz zu verlieren. —

Als der Geheimrath mit Frau und Tochter allein war, redete er die Letztere sehr überraschend also an: „Liebe Sophie, Du bist neunzehn Jahre alt und hast drei Liebhaber. Herr von Rollbeck hat sich schon schriftlich erklärt, dem Kriegsrath schwebte den ganzen Nachmittag die allerpoetischste Liebeserklärung auf der Zunge, und Hermann, der mir schon längst verdächtig gewesen ist, hat

sich diesen Mittag durch Rothwerden und Stottern vollends verrathen, als ich ihm beiläufig sagte, daß ich kein Freund von wirklichen Mesalliancen sey. — Welchen von diesen Dreien würdest Du wohl wählen, liebe Sophie?"

Die arme Sophie erröthete und stotterte so sehr, als es Hermann gethan hatte, und wich, so lange sie konnte, einer Erklärung aus. Endlich, besser gefaßt nach einer vertraulichern Aufforderung, gab sie zur Antwort, sie liebe wohl den Einen von jenen Dreien, aber sie könne sich nicht ganz in die Aeußerungen ihres Vaters finden, und darum wisse sie nicht, ob er ihre Liebe wohl billigen werde.

„Wie wär' es möglich"- erwiederte der Geheimrath — „daß meine Sophie anders, als nach meinem Sinne, sollte gewählt haben? Der Eine Deiner Liebhaber ist ganz ungebildet und nur vielleicht brav; der Andere ist sehr brav und gebildet; der Dritte ist sehr fein gebildet, aber durchaus nicht brav. Solltest Du das nicht herausgefühlt haben, so gut, als ich? Und könntest Du dann noch zweifelhaft seyn?"

„Ach nein!" fiel ihm Sophie lebhaft in's Wort— „Hermann, Hermann ist sehr brav und gebildet, darum hab' ich ihn lieben müssen; und daß er auch mich liebt, hat sich mir unverkennbar offenbart durch die Art, wie er mir neulich noch zwei von den Groschen zeigte, die ich ihm vor sechs Jahren mit auf den Weg gab und die er so sorg-

sam bis jetzt aufgehoben hat. Ich habe auch immer geglaubt, daß Sie diese meine Liebe billigen würden; nur das Wort Mesalliance hat mich einen Augenblick irre gemacht. Oder sollten Sie es vielleicht in einem andern als dem gewöhnlichen Sinne gebraucht haben"?

„O, Triumph!" rief der Geheimrath und schloß Sophien freudig in die Arme — „hieran erkenn' ich meine Tochter und das Werk der trefflichsten Stiefmutter und Erzieherin! — Ja, Sophie, Du verstehst mich und hast ganz nach meinem Sinne gewählt! — Wie hätt' ich das Wort Mesalliance brauchen können in dem gemeinen, verbrauchten Sinne! Ich spielte nur damit bei der alten Dam und bei Deinem Hermann, um Jene in ih Schwachheit zu stärken und um Diesen auf entscheidende Art auszuforschen. — Meine wa Meinung war, ist und bleibt, daß nicht kleiner Abstand der Geburt, wohl aber ein wesentlicher Unterschied in geistiger und moralische Bildung eine wirkliche Mesalliance macht, bei der kein ächtes häusliches Glück gedeihen kann. Unser inneres Ich ist wichtiger und heiliger, als die veralteten äußeren Formen der Gesellschaft. Diese sind nur zufällig und beschränkt; aber Jenes ist etwas Ewiges, und die Abstufungen seiner Veredlung und Verwilderung sind unendlich. — Dank sey es Deinen glücklichen Naturanlagen und Dei-

ner trefflichen Erzieherin: Dein Herz ist kindlich rein und gut, und Dein Geist steht auf einer schönen Stufe ächter Bildung! Und eben, weil sie ächt ist, wird dies Zeugniß Dich nicht zur eiteln Närrin machen, wie es so viele Halbgebildete und Verbildete sind. — Wie könntest Du die rohe Unwissenheit und geistlose Langweiligkeit eines Rollbecks, und wenn er auch der reichste Reichsgraf wäre, ein ganzes Leben hindurch mit Gleichmuth ertragen! Wie würde die Herz- und Sittenlosigkeit eines Lauro, und wenn er auch von allen Musen eigenhändig mit Lorbeerkränzen geschmückt würde, Dein Gefühl mit jedem Tage unheilbarer verwunden! Mit Jedem von diesen Beiden wäre Deine Verbindung daher eine wirkliche, höchst unglückliche Mesalliance. Aber Hermann, der arme Schulmeisterssohn, der nie einen Reim gemacht hat, besitzt Kopf und Herz und Kenntnisse und Charakter genug, um Deiner Liebe vollkommen werth zu seyn, und wird gewiß Dich glücklich machen!" —

Mit dankbaren Freudenthränen umarmten einander Vater und Mutter und Tochter. Schon am folgenden Tage wurde diese rührende Gruppe durch den glücklichen Hermann wiederholt und vergrößert. — Viele nannten auf einige Zeit den Geheimrath einen thörichten Sonderling und zuckten mitleidig die Achseln über das bescheidene Glück seiner Tochter. Aber die ungetrübte Dauer des-

selben, die steigende Achtung, welche sich Hermann erwarb, und die Verachtung, zu welcher späterhin Rollbeck und Lauro — Jener durch seine Rohheit und Dieser durch seine Schlechtheit — hinabsanken, rechtfertigten hinlänglich des Geheimraths Grundsätze und Sophiens Wahl.

Fragmente
aus
der Selbstbiographie
des
Staatsministers Krall.

Jetzt war ich gerüstet mit Macht und Gewalt
Und standesmäßigem hohen Gehalt. —

— — — — — — —

Ein großer Mann kommt bald dahinter,
Daß das Vornehmthun sich ungleich geschwinder
Erlernen laſſ' und viel leichter sey,
Als die Rolle der Armen-Teufelei.
Die bravsten bejahrten, verdienstvollsten Männer,
Die tiefsten Forscher, die gründlichsten Kenner
In jeglicher Kunst und Wissenschaft,
Athleten an Körper- und Geisteskraft —
Sie Alle bekamen mir gegenüber,
Bald minder, bald mehr, eine Art von Fieber,

Das ihnen aus Kopf und Zunge und Hand
Die sonst so siegreichen Waffen wand,
Womit sie mich hätten, wo nicht entleiben,
Doch können gar sehr in die Enge treiben.
Beim Klügsten und Stärkften erschien ich daher
Noch immer viel klüger und stärker als er;
Und spielend wurd' ich der Sieger und Meister
Der größten Helden und hellsten Geister;
Denn trat auch mitunter ein Kraftmann auf,
Der mehr als die andern gab in den Kauf,
So wurd' er mit impertinenten Fragen
Und Diktatorien auf's Maul geschlagen.
Zum Beispiel, wenn so ein Enthusiast
Für Menschenwohl sich ein Herz gefaßt,
Die Schranken der Ehrfurcht einmal zu durch-
brechen
Und hinzuweisen auf manche Gebrechen
Der Finanzen, Polizei und Justiz,
So nahm ich entweder gar keine Notiz
Von solchem Geschwätz, und fragte nach Dingen,
Die gar nicht damit zusammen hingen,
Oder schalt auch den philantropischen Tropf
Einen Schwärmer oder unruhigen Kopf.
Seiner Ehrsucht geboten, aus allen Kräften,
Ging's nun zu den Organisirungsgeschäften.
Ich setzte Staatsdiener ab und ein
Und kehrte mich nicht an das Jammern und Schrein
Der abgedankten alten Perücken.
Es rückten in die entstandenen Lücken

Der Tituskopf und der Hahnenkamm,
Nebst Backen- und Schnauzbart lobesam,
Von denen Alles höchst lustig betrieben
Und im neuesten Style wurde beschrieben.
Gesetze wurden im Fluge gemacht
Und Einrichtungen zu Stande gebracht,
Die mit uralten Gerechtsamen stritten.
Wenn Jemand wagte, dagegen zu bitten,
So ward er sehr zornig verwiesen zur Ruh
Und mußte viel Kosten bezahlen dazu. —
Sr. Erlaucht Schatz macht' ich täglich wachsen,
Denn täglich erhöht' ich die alten Taxen,
Machte neue, eh' sich's die Bürger versah'n,
Und schickte dem Grafen zur Prüfung den Plan
Zu einer Edikten- und Taxen-Zeitung
Und einer gemeinsamen Wasserleitung,
Aus welcher man, kannen- und gläserweis',
Das Wasser verkaufe zu billigem Preis,
Nachdem man in Gnaden der Stadt befohlen,
Nur hier das benöthigte Wasser zu holen,
Zu verschütten die Brunnen bei harter Pön
Und zum Fluß nicht als Contrebandirer zu gehn.
Der Graf antwortete äußerst gnädig,
Er billige Alles, und weil ich so thätig
Und weise organisire das Land,
So schick' er mir hier das Ehrenband
Vom großen, goldnen Blutigel-Orden.

Nachdem ich nun war ein Ritter geworden,
So leuchtet' es auch den Stupidesten ein,

Ich müsse so weise als mächtig seyn.
In tiefer Demuth daher dedicirte
Mir mancher Professor, was er edirte.
Ich ward auf's Höflichste angefleht
Von mancher gelehrten Societät,
In ihrer Mitt' einen Platz zu nehmen;
D'rum mußt' ich mitunter mich auch bequemen.
Zu thun bei ihrer Salbaderei,
Als ob sie mir Wunder wie wichtig sey;
Um daß ich zugleich als Kenner erschiene,
So las ich auch vor mit gelehrter Miene,
Zu aller Bewundrung manchmal einen Wisch,
Den eben mein Schreiber gedrechselt ganz frisch.
Sogar kam der Malerschule Direktor
Und huldigte mir als hohem Protektor;
Selbst malt' er mein Bildniß, mit Pusteln besät,
Und hing's in den Saal der Societät.

— — — — — — —

So stand in voller Blüthe die Blume
Von meinem Glück und von meinem Ruhme;
Doch war es kein Wunder, daß sie befleckt
Mitunter auch ward durch schmutz'ges Insekt
Der Neid mit hohlem Beutel und Magen,
Dessen Auge den Glanz keines Glücks kann ertragen,
Gerieth gegen mich besonders in Wuth,
Als ich mir gekauft noch ein Rittergut
Und die alten Gebäude ließ demoliren,
Um neue, schönere aufzuführen.

Ich schwieg mit verbissenem Aerger still
Zu manchem am Galgen erblickten Pasquil;
Bat Raufen aber, des Grafen Blicken
Eine jede Verleumdung klug zu entrücken;
Und als man sich endlich so gröblich verging
Und giftige Schardecken zu drucken anfing,
Erließ ich die strengsten Censur-Edikte.

Da schrieb mir dreist Censor, es blickte
Aus Preßbeschränkung durch solche Censur
Des Gesetzgebers böses Gewissen nur;
Es brauchten niemals die weisen, die treuen
Regierer des Volks die Presse zu scheuen,
Doch entginge der Frevler dem strengen Gericht
Der Meinung durch alle Machtsprüche nicht;
Die Strafschrift verboten im Vaterland,
Erschiene bald rückwärts zur doppelten Schand'
Des Geistestyrannen; da ich nun gewiß
Nicht triebe Werke der Finsterniß,
So würd' ich bei allem Drucken und Schreiben
Wohl unverändert bei Ehren bleiben. —
Für diese frevelnde Sprache ward
Der Censor gezüchtigt möglichst hart
In einem Reskript voll Feuer und Flammen
Dann ließ ich die Drucker alle zusammen
Berufen und kündigte ihnen an,
Ich würde sie strafen Mann für Mann.
Und alles Drucken sogleich untersagen,
Sobald ein Einziger würde wagen.

Ein Blättchen zu drucken uncensirt;
Und Alle versprachen, äußerst gerührt,
Auf's Pünktlichste meinem Befehl zu gehorchen.

Ich reiste nach England die nächste Route;
Doch als ich mit meinen gewaltigen Hute
A la Bonaparte an's Ufer trat,
Schrie Alles um Rettung, um Hülfe und Rath.
Die Einen lösten die Lärm-Kanonen,
Die Andern flehten, ich möchte sie schonen
Und brachen im Fliehen die Hälse bald,
Weil sie glaubten, in seiner leibhaften Gestalt
Den Erzfeind Englands in mir zu erblicken,
Der mit Schwert und Scepter sie wolle beglücken.
Ich schrie aus vollem Hals ihnen zu,
Sie möchten bleiben in guter Ruh';
Ich wär' ein deutscher Finanzminister,
So friedlich gesinnt, wie der frömmste Magis[ter]
Und wäre herüber gekommen bloß,
Weil in Indien ihre Noth sey groß
Und weil ich wollte verkaufen Soldaten,
Voll Blutdurst und Drang nach rühmlichen Thaten,
Um einen möglichst billigen Preis,
Damit Herr Holkar, der Naseweis,
Und einige Millionen Maratten
Gesendet würden in's Reich der Schatten.

Kaum hatten die Gentlemans dieses gehört,
So war kein einz'ger von Furcht mehr bethört;

Sie kamen zurück, ohne Zittern und Zagen,
Sie hoben mich jauchzend in meinen Wagen
Und zogen ihn, ohne Ruhe und Rast,
Nach London, vor Pitt's, des Allmächt'gen, Palast.

Mit diesem kam schnell mein Handel zu Stande;
D'rum schickt' er auch gleich nach dem festen Lande
Einen Stabsoffizier, der bei Trommelklang
Die erhandelte Waare nähm' in Empfang.
Ich aber mochte noch nicht mich entfernen,
Um erst von Pitt aus dem Grunde zu lernen
Die Kunst, zu taxiren ein jegliches Ding,
Vom Zahnstocher bis zum kostbarsten Ring;
Das letzte Dreierchen aus den Taschen
Des Volks, zum Besten des Staats, zu erhaschen,
Und wie man dabei in den Schlummer lull'
(Auf daß er nicht schreie) den deutschen John Bull. —

Doch während ich blaß mir studirte die Wangen,
War der Teufel in Stumpfenstädt losgegangen.
Davon will ich geben so treuen Bericht,
Nach einmal von mir übernommener Pflicht,
Als wär' ich dabei selbst Zeuge gewesen,
Denn ich habe ja sämmtliche Akten gelesen.

Da Schmalhans bekanntlich in diesem Jahr
In Stumpfenstädt Küchenmeister war,
So erlosch das Feuer auf vielen Herden,

Man schnappte, mit greulichen Hunger-Geberden,
Nach trocknem Brod, um nur satt zu werden.
Und da nun auch dieses nicht wurde mehr,
Und Alles, Alles, Alles war leer,
So Beutel, als Bettstell' und Kleiderkasten,
Und zur Tagesordnung gehörte das Fasten,
Da fiel den lustigsten Schelmen der Muth,
Und die frömmsten Dulder geriethen in Wuth.
Man sah mit Verzweiflung die Kornmäkler kaufen,
Um fortzuschiffen Haufen bei Haufen;
Man begriff nicht, daß bei der drückendsten Noth
Durch die Ausfuhr erzielt werde wohlfeiles Brod;
Man verstand nicht, an hochtheoretischen Sätzen,
Gleich einem Satten, den Geist zu ergötzen;
Man hört' und sah nur voll Grimm das Spiel,
Das die Mäkler trieben ohn' Maß und Ziel,
Indem sie, noch eh' ihre Glocke geschlagen,
Vom Markt entführten der Bauern Wagen,
Und wenn der Bäcker zum Kaufe kam,
Ihn hoch überboten ohne Scham.
Das hört' und sah man mit steigendem Grimme;
Man bat um Hülfe mit lauter Stimme;
Die Helfer schlummerten aber so tief,
Wie Adam im Paradiese kaum schlief,
Als Gott aus der Seite die Eva ihm rief.
Wovon sie träumten, kann ich nicht sagen;
Doch weiß ich, sie thaten's mit vollem Magen,
Und träumten, fröhlichen Angesichts,
Von Hungerlärm also gewißlich nichts.

Doch Eva's wachender Töchter eine
(Damit nicht auch sie zu schlummern scheine)
Trat auf mit zwei Armen männlich stark,
Zu travestiren Johannen von Arc,
Um die Feinde des Volks vom Markte zu treiben,
Daß endlich ihr Unfug möcht' unterbleiben.
Sie sprach mit guter Beredsamkeit;
Doch glaubte sie, voll Bescheidenheit,
Sie reiche nicht aus mit Zung' und mit Lippen;
D'rum begann sie, gestikulirend, zu tippen
An des Gegners Nase mit Fäusten voll Muth,
Und zapft' ihr ab etwas warmes Blut,
Damit dem Erschrocknen der Schreck nicht schade,
Den ihm verursacht' ihre Triade.

Und da sie den nahen Männern als süß
Die verbotene Frucht der Rache pries,
So kamen diese auf einen Haufen,
So lüstern, wie einst Herr Adam, gelaufen,
Und deklamirten mit Hieb und Stoß
Auf des Kornwuchers edle Märtyrer los.
Und weil der Janhagel nun sah, was zu leisten
Im Stand' er sey mit gesunden Fäusten,
Als Stellvertreter der Polizei,
So stürzt' er fort, unter lautem Geschrei,
Und besang — ein zweiter Orpheus — die Schmerzen
Der Eßgier im Magen, der Rachgier im Herzen
Wovon sich Manchem sträubte das Haar,
Wovon die Stein' auf der Gasse sogar

Begannen hoch in die Luft zu springen,
Wovon man hörte die Fenster klingen,
Die Thüren sich öffnen mit lautem Gekrach
Auf den vollen Kornböden unter dem Dach,
Daß fort sich die schwersten Säcke bewegten,
Die, sorglos schlummernd, der Ruhe hier pflegten.

Und um des Janhagels Zaubergesang
Zu begleiten mit Instrumentenklang,
So ließ man die lärmenden Trommeln rühren.
Da stürzten aus einigen hundert Thüren
Die schnell bewaffneten Krieger sich,
Vor denen sonst Alles die Segel strich.
Doch Tages zuvor dem Pitt'schen Gesandten,
Dessen Sprache sie leider noch nicht verstanden,
Ueberliefert nach meinem Befehle schon
Zur gänzlichen Disposition,
Unterstand sich Keiner, nach sonstiger Weise,
Zu ringen nach der Tapferkeit Preise.
Es kehrte sich fragend jedes Gesicht
Nach dem Engländer hin; doch verstand man nicht,
So trefflich er auch vielleicht kommandirte
Und in Gedanken schon manövrirte.
D'rum sahen die Krieger in friedlicher Ruh'
Dem hohen Feste Janhagels zu,
Der anfangs selber hierüber staunte,
Dann aber sich froh in die Ohren raunte,
Das bringe die englische Taktik so mit,
Es pflege ja selber der große Pitt

Nach Lust und Laune weit ärger zu plündern,
D'rum dürfe sein Landsmann dies Fest auch nicht
hindern.

Von Munde zu Munde nun flog dies Gerücht,
Und zog das ruppichte Bettlergezücht
Heraus aus tausend düstern Spelunken,
Wo es saß in verzweifelnden Kummer versunken.
Als bräche der Tag des Weltgerichts an,
Als hätten die Gräber sich aufgethan,
Als säh' man in Lumpen wandelnde Leichen,
So stürzte daher mit ihren bleichen,
Verwelkten Gesichtern die Hungerbrut;
Ihre Freude wurde zur freudigen Wuth,
Ihr Lachen wurde zur gräßlichen Fratze,
Ihre gierige Hand zur Raubthier-Tatze;
Nichts wußte von Scham mehr Mädchen und Weib,
Entblößte sorglos den häßlichen Leib,
Damit es nur Raum für einige Hände
Voll Korn in dem Rest seiner Lumpen fände.
Und als hätte, voll Lust an der Menschheit Ruin,
Auch die Hölle Gespenster ausgespie'n,
Die furienmäßig mit Geißelhieben
Das trunkene Volk zu Freveln trieben,
So ras'te die blinde Zerstörungswuth
Von Haus zu Haus; und gierig nach Blut
Vernahm die Rachlust im wilden Grimme
Nicht mehr der Menschlichkeit mahnende Stimme,
Und wollte das schuldlose Thier sogar
Ermorden am scheußlichen Rachaltar. — —

So war es, so hatt' es das Schicksal beschlossen!
Was helfen da alle Fragen und Glossen?
Wenn's hätte sollen nicht also seyn,
Ei, warum fiel denn der Himmel nicht ein?
Warum begann nicht die Erde zu beben,
Wie man es wohl anderwärts thät' erleben?
Warum verhüllte die Sonne ihr Licht
Denn mit ägyptischer Finsterniß nicht?
Statt dessen sah sie vom hohen Himmel
Ganz ruhig herab auf das Raubgetümmel
Und that so warm, so voll Liebesgluth,
Wie sie manchmal kaum in den Hundstagen thut.
Wenn sie, die Besungne von allen Dichtern,
Daß größte von unsern Himmelslichtern,
Um welches die ganze Societät
Von großen und kleinen Planeten sich dreht —
Wenn diese Hohe, Mächt'ge, Erlauchte
Zur Stillung des Lärms keine Maßregeln brauchte,
Was konnte dann wohl von den Lichterlein
Auf Erden noch mehr zu erwarten seyn,
Als daß sie, sinnend auf große Thaten,
Die hangenden Lippen mit Füßen fast traten?

Und wahrlich! man that noch viel mehr! viel mehr!
Man bebte, man seufzte, man athmete schwer,
Man kratzte bedenklich sich hinter den Ohren
Man suchte nach Köpfen, die man verloren

Was aber wohl nur aus Irrthum geschah,
Da Niemand einen gefundnen sah);
Man besetzte mit Blasebälgen die Straßen,
Um mit Wind den Sturm aus einander zu blasen;
Und weil die Schule nun doch einmal
Gestört war durch den lauten Skandal,
So berief der Kantor im Hui die Kurrende,
Zu singen: „Mach' End', o Herr, mach' Ende
All' unserer kläglichen Noth und Pein!"
Die Kurrende fing aber an zu schrei'n,
Sie sänge nicht eher geistliche Lieder,
Als bis sie geistlich gekleidet wieder
Mit Mänteln und Stutzperücken sey,
Die man ihr entzogen aus Freigeisterei.

Weil der Pöbel nun sah so fromme Leute
Und weil er war fertig mit seiner Beute,
So lief er zum Ausruhn lustig nach Haus,
Und so war diese Komödie aus.

Ich lag eines Morgens noch ruhig im Bette
Zu London, da kam die verwünschte Staffette
Mit jener heillosen Hiobspost.
Mein Blut brauste auf, wie gährender Most.
Wär' ich Herr gewesen über die Blitze
Des Zeus, ich hätt' in der ersten Hitze
Das ganze Stumpfenstädt, Haus bei Haus,
In Asche verwandelt mit Mann und Maus.

Ich konnt' in London nicht länger bleiben;
Ich bat, mir Abreisepässe zu schreiben
Und eilig zu schicken das baare Geld
Für die Krieger, die Pitt bei mir bestellt.

Sogleich kam ein vornehmer Bote gelaufen,
Der meinte, ich würde gewiß ersaufen
Bei der jetzigen windigen Witterung;
Und weil ich hierzu sey zu brav und zu jung,
So möcht' ich doch noch ein Paar Wochen verweilen.
Ich aber schwur ihm, ich müsse so eilen,
Und verlange sogleich mein Geld daher.
Nun vertraut er mir, daß ein Herr Sekretär
Bei einem gewissen verehrlichen Lorde
Gemacht hab' ein Paar Privat-Akforde
Mit einem Kaufmann von großem Kredit —
Der hab' einstweilen zu seinem Debit
Erhalten gewisse verehrliche Gelder,
Und dagegen verpfändet Paläste und Felder —
Ich könn' also ganz ohne Sorgen seyn —
Ich möchte nur warten und ja nicht schrei'n.

Da schrie ich, daß es John Bull auf der Gasse
Konnte hören, daß ich solch Kaupeln hasse,
Und daß unser Handel am Ende sey;
Und ich riß den Pitt'schen Kontrakt entzwei.
Der vornehme Herr ging an's Fenster und machte
Mit Sorgfalt es zu; dann sagt' er, man achte

In England so kleine Verluste nicht;
Die Guineen wären von großem Gewicht
Auf dem festen Lande; unzählbare Haufen
Von Menschen gäb' es da täglich zu kaufen;
Vorzüglich hätten sich immer geneigt
Die bravsten Fürsten in Deutschland gezeigt,
Um für den Ruhm ihrer Völker zu sorgen,
Zum Todtschießen sie für Geld zu verborgen,
Wobei sie mit Leibes- und Seelenruh'
Vom Sopha durch Fernröhre sähen zu.

Ich ließ ihn prahlen, den hochmüth'gen Britten,
Und flog nach Stumpfenstädt, wo sich die Sitten
So verschlimmert seit meiner Abwesenheit,
Daß Viele mich und mein Gallakleid
Fast gar nicht mehr zu beachten schienen,
Oder ansahn mit gar nicht devoten Mienen.

Mein Erstes war, daß der Pitt'sche Agent
Wieder abtreten mußte sein Regiment,
Und daß ich ihm rieth, sich schnell zu entfernen,
Und, eh' er wiederkäm', Deutsch zu lernen,
Damit man hübsch sein Kommando versteh',
Und nicht wieder geschrie'n würde Ach und Weh.

Mein Zweites wäre nun wohl gewesen,
Manchem Andern auf's Derbste den Text zu lesen,
Und mehr noch zu thun; indessen da band
Mir manche Betrachtung Mund und Hand.

Ich fürchtete, daß dann andere Dinge
Der Haß und die Rache zur Sprache bringe;
Auch läßt es ganz unklug und abgeschmackt,
Wenn eine Krähe die andre zerhackt.
D'rum erklärt' ich Alles für gut und weise,
Was vor und was während meiner Reise
War unterlassen, oder gethan
Von denen, die mir in die Kart' etwas sahn.
Hingegen wurde nun laut verkündigt,
Daß Alles, was der Janhagel gesündigt,
Bestraft solle werden äußerst streng.

Da kam ich aber auf's Neu' in's Gedräng'
Durch tausend und tausend empfindsame Seelen,
Die beliebten, mit fremdem Malheur sich zu quälen.
Sie fanden fast Alles zu streng und zu hart,
Was über die Räuber verurtheilt ward.
Sie meinten, man hätte nicht erst sollen schlafen,
Und dann nur erwachen, um schrecklich zu strafen;
Ein weiser Vater sorge dafür,
Daß nicht sein Kind bis zur Ungebühr
Gereizt zum bittersten Jähzorn werde;
Es pfleg' ein guter Hirt seiner Heerde,
Die hungrig durchbricht des Nachbars Zaun,
Nicht stundenlang unschlüssig zuzuschaun,
Und ungehindert sie fressen zu lassen,
Um nach der Mahlzeit ihr aufzupassen,
Und sie blutig zu schlagen mit kaltem Blut. —

Ich achtete nicht der stillen Wuth,
Die sichtbar war auf tausend Gesichtern
Und laut wurde, mehr oder weniger schüchtern,
Und setzte eilig den Straftag an.
Da kam schon wieder der Ehrenmann,
Der saubre Herr Warm, um mit allerlei Fragen
Mich wie einen Inquisiten zu plagen.
Zum Beispiel wollt' er wissen, warum
All' Advokaten itzt wären so stumm,
Die selbst bei Vater- und Bruder-Morden
Als Vertheidiger wären gehört sonst worden?
Und wodurch die Göttin Justitia,
Der, wenn auch das Schrecklichste oft geschah,
Doch stets ein bedächtliches Zaudern war heilig,
Auf einmal wäre geworden so eilig?

„Herr!" sagt' ich — „was eifern Sie so? und für wen?
Fast für nichts als Gesindel! Sie werden's sehn".

„Unmöglich!" — war seine Antwort — „Ich dächte,
Es hätten Herren, so gut als Knechte,
Verhältnißmäßig sich strafbar gemacht.
Gestraft muß werden; nur gebe man Acht,
Daß die Strafe nicht schwerer sey, als das Verbrechen,
Und die Kleinen allein nicht bezahlen die Zechen!"

„Herr!“ — sagt' ich — „verbrenn' Er sich nicht
Sein Maul.,
Werd' ich böse, so werf' ich mit Speeren, wie
Saul“.

„Ich weiche“, sprach er — „doch, wer weiß,
ich schneid
Dem Saul wohl noch einen Zipfel vom Kleide“.

Laut lacht' ich auf, und befahl, voll Hohn,
Daß beginne die Straf-Exekution. —
Und Männer und Knaben, und Mädchen und
Weiber,
Sie mußten, zitternd und heulend, die Leiber
Auf offnem Markte dem Büttel leihn;
Der hieb ihre Jacken vom Staube rein,
Und malte darunter die buntesten Striemen,
Ohne Pinsel und Farben, mit Zauberriemen,
Zu schweren Knüppeln und Peitschen gedreht,
So künstlich, wie kaum es der Russe versteht.
Und die sich am meisten gezeigt als Heroen
Durch frevelnde Thaten und frevelndes Drohen,
Die wurden, halb nackend, spazieren geführt,
Durch Reihen von Kriegern, mit Gerten armirt.
Und weil wieder wurde deutsch kommandirt,
So zeigten sich auch höchst thätig die Krieger,
Und wurden der Frevler so glorreiche Sieger,
Daß auf immer der Eine ganz offenbar

Zum Spazieren und Freveln verdorben war,
Ja, dumme, neugierige Hunde sogar
Unvermerkt in die kriegrischen Reihen gerathen,
Sie gaben der muthigen Faust des Soldaten
Den Stoff zu heroischen Impromptu's
Als arme Verbrecher-Parvenu's. —

Auch dieses billigten Erd' und Himmel.
Der Trauerspiels-Helden und Gaffer Gewimmel
Ward weder durch Lava noch Erdstoß gestört;
Kein Blitz ward gesehn, kein Donner gehört;
Von Donnerkeilen kein Mensch zerschmettert,
So hoch man auch ihnen entgegengeklettert
Auf hohe Dächer und Thürme war.
D'rum sprach ich zu Warm auf dem Markt: „Kein Haar
Ist gekrümmt, wie Sie sehn, mir und den Meinen;
Die Sonne bescheint uns, wie irgend Einen,
Und unsere Rücken bluten auch nicht".

Da sagte der Mensch mir frech in's Gesicht:
„Ich weiß wohl, wie Manche den Rücken sich schützen;
Doch sollte das Blut aus der Wang' ihnen spritzen
Bei jedem blutenden Rücken, vor Scham!
Wär' Mancher an Geist und Herz nicht so lahm,
Wie müßt' er hier stehen mit blutendem Herzen,
Gefoltert durch der Bestraften Schmerzen!"

Da rief ein Herr: „Wer schwatzt so dreist?
Wer soll hier lahm seyn? Wer hat hier Geist?

Wer hat hier ein Herz? — Ich will den begeisten
Und beherzen, welcher sich wird erdreisten,
Von Geist und von Herz noch zu sagen ein
Wort!"

Und Herr Warm ging mit bitterem Lachen fort.

Zauberkünste.

Ein Mährchen.

Es war einmal ein stattlicher Junker, Adelbert von Glanzenhelm genannt, der hatte viele Jahre lang in einem prunklosen Häuschen mit einer sorgsamen Mutter und mit einer zärtlichen Schwester gelebt. So glaubt' er wenigstens in der Unschuld seines Herzens viele Jahre lang. Denn daß sein Vater schon lange todt war, wußt' er wohl; allein bis in sein einundzwanzigstes Jahr fiel es ihm nicht im Traume ein, daß er als Säugling auch seine Mutter verloren und daß er nie eine Schwester gehabt habe.

Als er eines Tages heimlich einen Berg bestieg, vor welchem er von Helianen, die ihn bis dahin Sohn genannt hatte, sehr ernstlich gewarnt worden war, kam er auf einmal hinter das falsche Spiel, das man mit ihm trieb. Daß ihm

auf dem Berge etwas Außerordentliches begegnen werde, konnt' er schon im voraus mit ziemlicher Gewißheit vermuthen; denn erstens war gleich Helianens Warnung in hohem Grade verdächtig, und zweitens war seine Sehnsucht nach dem Berge schon längst sehr groß, und stieg, seit dem erhaltenen Verbote, bis zu einer solchen Höhe, daß er ihr endlich durchaus nicht mehr widerstehen konnte. Es wunderte ihn daher weit weniger, als es ihn entzückte, daß er, je höher er kam, immer wunderbarere Dinge sah und hörte. Neue Blumen mit neuen Schmetterlingen in den goldenen Blüthenkelchen; neue Bäume bald mit silbernen Stämmen, bald mit Früchten von Rubinen, bald mit Millionen kleiner grüner Saiten, stat der Blätter, in welchen die Frühlingswinde begeisternde Melodieen spielten. Und ein Heer neuer Vögel wiegte sich auf den rauschenden Zweigen und übte sich, Menschenstimmen und Gesänge nachzuahmen; und muntere Bäche irrten in stetem Selbstgespräche zwischen Blumen und Steinen hin und her, bis sie einen jähen Abhang gefunden hatten, von dem sie sich taumelnd hinunterstürzten. Da ward ihre begeisterte Stimme zum Donner, und ihre hochaufhüpfenden Tropfen wurden zu funkelnden Perlen, auf welchen Millionen bunter Blitze zitterten. — Adelbert jauchzte laut auf vor Entzücken; ohne eines seiner Worte hören zu können; und während ihm war, als ob er auf Adlerfittigen in schwindelnder Höhe hoch über der

Erde getragen würde, war er zitternd auf seine Kniee gesunken, als ob er betete.

Doch plötzlich fühlt' er seine linke Hand von einer andern, weichen Hand gefaßt, und ob er gleich Niemanden sah, so ward er doch aufgehoben und sanft fortgezogen, immer höher hinauf nach dem Gipfel des Berges. Auch hört' er manchmal, wenn er sich scheute weiter vorwärts zu gehen, sehr deutlich eine ganz nahe Stimme, welche ihm freundlich Muth einsprach und ihm noch weit schönere Ueberraschungen verhieß. Und diese Verheißungen gingen sehr bald auf das Herrlichste in Erfüllung. Denn kaum hatt' er den Gipfel des Berges erreicht, so drang ein niegesehener, zauberischer Glanz durch den Ausgang des Waldes, wie durch offene Pforten zwischen hohen, dunklen Säulen und Bergen herein; und über den jähen, blumigen Abhang des Berges gleitete sein Blick weit hinaus in eine ganz neue Welt voll niegesehener Formen und Farben. Da war ein unabsehliches, in der üppigsten Fruchtbarkeit prangendes Thal, das einem ungeheuren Garten glich. Ein breiter, silbern glänzender Strom mit hundert schwellenden Segeln grüßte in seinen vielfachen Krümmungen die schönsten Wiesen, die heitersten Weinhügel und die heiligsten Wälder. Zahllose Heerden gingen durch blumige Triften vor ihren blasenden Hirten hin. Im Schatten großer, uralter Bäume waren tausend ruhende und tanzende Menschen. Melodische Lieder, Schalmeien und

Flöten tönten, zu einem großen Koncerte vereinigt, von allen Seiten her, und verkündigten nicht allein, sondern erweckten auch die heiterste Fröhlichkeit. Und von der Abendsonne aus ergoß sich ein ganzes Meer von glänzendem Purpur, in welchem das lachende Thal und die fernen Gebirge, die es umkränzten, und der bewegliche Wolkenhimmel, und der ewige, unendliche Raum des blauen Aethers, der dazwischen ruhte, als freundlich verbundene Theile eines unbeschreiblich prächtigen Ganzen, zusammenflossen.

Ein großer, bunter Vogel erhob sich von einem nahen Baume, schwang dicht über Adelberts Haupte seine rauschenden Flügel und stürzte sich mit lautem Freudengeschrei hinab in das glänzende Purpurmeer. Adelbert hob, ohne sich dessen bewußt zu seyn, seine Arme empor, wie Flügel, und blickte voll Sehnsucht dem schwebenden Vogel nach. Und mit einer Thräne im Auge, aber doch lächelnd vor Entzücken, rief er endlich aus: „Welch eine Herrlichkeit liegt hier ausgebreitet vor mir! Dieser Berg ist die Grenzmauer der Erde, denn dieses Thal ist die paradiesische Vorhalle des Himmels, durch welche man zwischen Blumendüften und melodischen Tönen an seine aufgethane goldne Pforte gelangt. O, wie konnte meine Mutter mir diesen entzückenden Anblick so lange vorenthalten! Warum führte sie mich und meine Schwester nicht längst hieher, um uns in das Paradies und den Himmel wenigstens

schauen zu lassen, gesetzt auch, daß wir noch nicht würdig wären, hinein zu gehen?!"

Und die wunderbare Stimme neben ihm begann ihm freundlich zuzureden, daß er muthig hinabeilen möchte in das offene, paradiesische Thal. Doch als er dies, voll heiliger Scheu, nicht ohne die Einwilligung seiner Mutter wagen wollte, und der lebhafte Wunsch in ihm erwachte, seine geliebte Schwester zur Theilnehmerin an seinem Entzücken bei sich zu haben, da flüsterte ihm die Stimme in's Ohr, daß man ihn hintergehe, indem weder Heliane seine Mutter, noch Mathilde seine Schwester sey, und daß er, als der freigeborne Sohn eines reichen, tapfern Ritters, sich ungesäumt der entehrenden Herrschaft der beiden betrügerischen Unholdinnen entziehen müsse.

„Das ist nicht möglich!" rief Adelbert mit beseeltem Blicke und Tone — „Wie könnt' ich Helianen so kindlich lieben, wenn sie nicht meine Mutter wäre? Wie könnt' ich an Mathilden mit dieser brüderlichen Herzlichkeit hangen, wenn sie meine Schwester nicht wäre?"

Da erschütterte ihn die nahe Stimme mit der grausamen Erklärung, daß seine Liebe und Anhänglichkeit bloß die Wirkung einer bösen Zauberei sey, der er nicht anders, als durch die schnellste Flucht, entgehen könne.

Adelbert drückte im Uebermaße des Schrecks und des Schmerzes mit seiner Rechten beide Augen

zu. Seine ausgestreckte Linke ward vertraulich von einer fremden Hand gefaßt. Er blickte auf, ohne Jemanden zu sehen. Die unsichtbare Hand begann ihn fortzuziehen. Aber der Gedanke einer solchen Flucht war ihm zu verhaßt, als daß er nicht mit seiner ganzen Kraft seinem unsichtbaren Führer hätte widerstreben sollen. Alsbald ließ die fremde Hand ihn los; die wunderbare Stimme verstummte, und nichts hielt seine schnelle Rückkehr auf. Selbst der reizende Anblick des paradiesischen Thales hatte seine zauberische Gewalt auf einmal verloren.

Ohne sie zu sehen, eilt' er bei den Blumen und Bäumen vorbei, die ihn, beim Besteigen des Berges, so lebhaft entzückt hatten. Selbst von dem Donner der schäumenden Wasserfälle vernahm er nichts. Nur mit Helianen und Mathilden war seine Seele beschäftigt. Auf ihr Gewissen wollt' er sie fragen, ob er wirklich eine Mutter und eine Schwester an ihnen habe, oder nicht. Bei ihrer Antwort wollt' er ihnen so scharf durch die Augen in die Herzen blicken, daß ihm die Wahrheit unmöglich entgehen könne. Wenn er sie dann unschuldig fände, wie er sehnlich wünschte und hoffte, so wollt' er sich mit verdoppelter, kindlicher und brüderlicher Zärtlichkeit in ihre Arme werfen und Helianen auf das Feierlichste geloben, nie wieder eines ihrer Verbote zu übertreten. Fänd' er aber bestätigt, was ihm auf eine so wunderbare Weise in die Ohren geflüstert war,

so wollt' er ihnen ohne Schonung sagen, daß sie abscheuliche Betrügerinnen wären, und wollte unversäumt den Schauplatz seines Jugendlebens verlassen, um die unseligen Bande, in welche man hinterlistiger Weise sein Herz geschlagen hatte, auf einmal und auf immer zu zerreißen.

Bis an den Fuß des Berges hinunter verließ ihn weder sein Muth, noch seine Entschlossenheit. Als er sich aber wieder in dem heimathlichen kleinen Thale befand und als er zumal das Hüttchen erblickte, in welchem er so lange froh und friedlich gewohnt hatte, da ergriff ihn eine Bangigkeit, als ob er das größte Verbrechen schon begangen hätte, oder eben begehen wollte. Er schlich so langsam, als ob schwere Fesseln an seinen Füßen hingen, und er athmete so mühsam, als ob ein schwerer Stein seine Brust belastete. Er strengte sich an mit seiner ganzen Kraft, als kämpfte er gegen einen Riesen oder irgend ein Ungeheuer, und kam dennoch kaum von der Stelle. Er betrat endlich den hintern Theil des Gärtchens, welches das Haus umgab; aber in dieses hineinzugehen, war ihm unmöglich. Er fühlte zu tief, daß ihm entweder die allerbitterste Beschämung, oder die allerbitterste Kränkung bevorstehe. Er schwankte daher, um hiezu nur einigermaßen Kräfte zu sammeln, dem schmalen Eingange einer runden Laube zu, um in dem dichten Blättergewölbe derselben einige Zeit verborgen zu bleiben.

Mit tiefgesenktem Haupte kam er an den Eingang der Laube. Eine weiße Gestalt mitten in der Dämmerung der Laube zog seine Blicke auf sich. — Er war wie gelähmt an allen seinen Gliedern, denn er stand zwei Schritte weit von Helianen, die unbeweglich aufwärts sah, als ob etwas Höheres, Ueberirdisches sie beschäftigte. Nach einer qualvollen Minute, die ihm eine Stunde zu seyn schien, hört' er endlich nun aus Helianens Munde die Worte: „Zerrissen ist das schöne Band nun zwischen Mutter und Sohne!"

Es war kein strafender, sondern mehr ein schmerzlicher Ton, mit welchem sie dieses sprach; daher ward Adelbert so heftig davon ergriffen, daß er auf seine Kniee niederstürzte und mit de leidenschaftlichsten Wärme ausrief: „Hab' ich den eine Mutter?"

Kaum noch hörbar tönte Helianens Stimme: „Nicht mehr".

Plötzlich schien die ganze Laube auf einige Augenblicke von einem matten, grünlichen Feuer entzündet zu seyn. Ein scharfer Zugwind umwehte Adelberts heiße Schläfe. Der Boden unter ihm schwankte, wie Wasserwellen. Adelbert wollte Helianens Kniee umfassen; aber mit Entsetzen fühlt' er, statt ihrer, einen kalten Stein in seinen Armen. Er sprang auf, und sah, mit sprachlosem Staunen, auf der Stelle, wo sie eben noch gestanden hatte, ein marmornes Denkmal,

Erst nach einigen Minuten war er im Stande, ganz leise zu sagen: „Heliane, wo bist Du?"

Es erfolgte keine Antwort. Doch statt derselben erblickte Adelbert auf dem Denkmale die Inschrift!

Das Schicksal will es so: Der schöne Glaub' ist hin;
Es muß die gute Fee dem Zweifler schnell entschwinden;
Doch liebend bleibt zurück noch eine Zauberin,
In deren Armen wird er seinen Tod wohl finden.

Adelbert las zum zweiten und zum dritten Male die Inschrift und ward immer unruhiger über ihren Sinn.

„Also eine Fee war Heliane!" sprach er endlich zu sich selbst — „aber eine gute Fee, die mich mütterlich pflegte und liebte. Mein Mißtrauen hat sie vertrieben. O, wie hart bin ich für meinen Ungehorsam bestraft! Hätt' ich den Berg nicht bestiegen und mein Ohr nicht der unsichtbaren Stimme geliehen, so hätt' ich an Helianen noch eine zärtliche Mutter und wäre so glücklich geblieben, wie ich bisher es war. Nun aber bin ich auf immer verwaist, und die arme Mathilde ist es durch meine Schuld auch!" —

Hier hielt er plötzlich erschrocken inne, denn sein Blick fiel eben wieder auf die beiden letzten Zeilen der Inschrift. Ein kalter Schauder durchbebte seine Glieder, und mit stockender Stimme fuhr er endlich fort zu sprechen: „Womit hab'

ich aber den Tod verdient? Wer ist die Zauberin, die mich so grausam strafen soll?“ — Er schwieg und sann einige Augenblicke. Dann, von dem schrecklichsten Gedanken überrascht, schlug er mit Heftigkeit seine Hände zusammen und rief: „Wär's möglich? — Könntest Du es seyn? — Bist Du es — bist Du es, Mathilde?“

„Ja, ich bin es“, hört' er ihre Stimme sanft und schüchtern tönen. Sie klang ihm wie ein Donner. Er kehrte rasch sich um, und sah, nur wenige Schritte weit von sich, Mathilden stehen, die eben aus dem Hause gekommen war, um in der Laube Helianen aufzusuchen.

„Halt!“ rief er — „nähere Dich mir nicht! sag' erst, wer bist Du? — Schwöre mir bei Gott und allen Heiligen, ob Du meine Schwester bist — oder — ob Du — —“

Er konnte das böse Wort nicht über die Lippen bringen, das er sagen wollte. — Mathilde brach in einen Strom von Thränen aus und sprach: „Ach, nein! ich bin nicht Deine Schwester!“

Adelbert ward bleich, als ob der Tod ihn schon mit kalten Fingern berührte, und wankte hin und her, so daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Sein schreckliches Gefühl brach erst nach einer langen Pause in die Worte aus: „Vollende denn Dein Werk, Betrügerin! ich kann und mag Dir nicht entfliehn!“

„O, nenne mich nicht so!" fiel ihm Mathilde mit schmerzlichem Tone in's Wort — „erst vor einer Stunde hat es mir die Mutter entdeckt, daß ich nicht Deine Schwester bin. Ich habe schon viel deshalb geweint!"

Mit bitterm Hohne unterbrach sie Adelbert: „Geweint? geweint? — Ganz recht! Auch Krokodille weinen ja, und äffen Menschentöne nach, um Menschen zu ermorden!"

Da schluchzte Mathilde: „O, Adelbert! wie kannst Du mich so bitter kränken! Ich habe Dich geliebt wie einen Bruder; und werde Dich ewig so lieben".

Sie sah ihn zärtlich an und streckte ihre Arme aus, ihn an ihr Herz zu drücken. „Ha, Schlange!" rief er — „listige Schlange! mordlustige Zauberin! hieran erkenn' ich Dich! mit diesen Armen willst Du mich ermorden! Durch Deine schwarzen Künste steh' ich schon wie eingewurzelt in dem Boden. Mit diesen Blicken, diesen Thränen, diesen Tönen willst Du mich in Deine Arme locken! Doch, sage, welch' ein Recht hast Du auf mich? — Was hab' ich Dir gethan?"

Mathilde konnte keine Worte finden und schüttelte nur, bitterlich weinend, mit dem Kopfe. — In diesem Augenblicke, kam, laut wiehernd, durch die offene Gartenthüre das weiße Roß gesprungen, womit Heliane drei Jahre früher schon Adelberten beschenkt hatte. Mathilde floh davor zurück. Adelbert hingegen flug es

mit kräftigen Händen auf und hielt es fest, ob es gleich ohne Zügel war. Und das schnell besänftigte Thier schmiegte sich vertraulich an seinen Herrn, sah ihn so bedeutend an, als wollt' es mit ihm sprechen, und da er hierauf nicht genug achtete, kniet' es vor ihm nieder und wieherte noch lauter als vorher. „Was willst du?" rief Adelbert verwundert, „sendet dich eine höhere Macht, mich hinweg zu führen aus dem Gebiete böser Zauberei?" — Das Roß wieherte zum dritten Male. Adelbert schwang sich hinauf, und im Nu flog das Thier mit ihm auf und davon.

* *
*

Mit einem Tone, so weich, schmerzlich und so liebevoll, wie jemals einer aus dem Munde eines Mädchens geflossen ist, hörte Adelbert, noch im Entfliehen, von Mathilden seinen Namen rufen. Er war, wenigstens für den Augenblick so erschüttert davon, daß er sein Pferd vielleicht sogleich zurück in den Garten gelenkt hätte, wenn es nicht ohne Zaum gewesen wäre. Doch das Pferd verdoppelte seine Schnelligkeit nach dem süßtönenden Rufe; und hierdurch aufmerksam gemacht, besann sich auch Adelbert bald eines Andern und dankte dem treuen und klugen Thiere dafür, daß es, entschlossener und vorsichtiger als er, sich durch keine List irre machen lasse, sondern mit einer so unerhörten Schnelligkeit entfliehe, daß sie schwerlich irgend eine Hexe auf einem Bocke, einer Ofengabel oder einem Besenstiele würde einholen können.

Auf ein Paar Augenblicke verstummte zwar Adelbert vor Schreck über das Wort Hexe, dessen er sich, in bestimmter Beziehung auf Mathilden, seine sonst so geliebte Schwester, bedient hatte. Doch sehr bald war er mit sich darüber vollkommen einig, daß eine solche Unholdin, wie sie, die ihn durch die unleugbaren Zaubermittel ihrer Blicke, Thränen und Töne so augenscheinlich und förmlich behext habe, um ihn zu ermorden, wirklich eine Hexe sey und gar nicht anders genannt zu werden verdiene. Daß sie sich in ihrem Aeußern von der gewöhnlichen Art etwas unterschied, indem sie, statt der rothen Augen, rothe Backen, statt der blauen Lippen, blaue Augen, und statt einer Million Runzeln, eine Haut, so glatt, wie Atlas, hatte, machte sie nur desto gefährlicher. Wer indessen einmal wußte, was hinter ihrer betrügerischen Larve eigentlich versteckt war, der ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern nannte sie ohne Schonung eine Hexe, und suchte aus ihrem bösen Zauberkreise mit möglichster Schnelligkeit zu entkommen, wie Adelbert, der auf seinem Wettrenner auf einmal so klug und keck geworden war.

Einen wahren Wettrenner konnte man wirklich den alten Schimmel nennen, und zwar einen, der es fast mit den Vögeln in der Luft aufzunehmen im Stande war. Er schien in ein Flügelpferd verwandelt zu seyn, so leicht flog er über den Boden hin, fast ohne ihn zu berühren. Und

Adelbert saß so schlußfest auf ihm, und hatte so viel Lust und Muth, in die weite Welt hinaus zu entfliehen, daß er an keine Gefahr dachte, bei dem wildesten Jagen, über Stock und Stein, ohne Sattel und Zaum, sondern daß er sogar von Zeit zu Zeit rief: „Bravo, lieber Schimmel! lauf, so schnell und so weit du kannst. Ich wollte, du trügst mich noch vor der Morgenröthe bis an das Ende der Welt".

Mitunter war es auch, als ob der wilde Schimmel der leibhaftige Pegasus aus der uralten Fabelzeit wäre, denn der Reiter auf ihm ward oft zum begeisterten Träumer und Seher und Sprecher, so, daß er fast einem Priester des heidnischen Gottes Apollo glich. Er träumte sich mit offnen Augen in die seligen Zeiten zurück, da er noch mit festem Glauben Helianen für seine Mutter und Mathilden für seine Schwester hielt. Er glaubte, sie noch vor sich zu sehen: die Eine, ihn kleidend, speisend und belehrend, die Andere, mit ihm scherzend und spielend, doch Beide immer mit Blicken voll Liebe und mit einem Tone, der so herzlich klang, daß er auch unwiderstehlich das Herz traf.

„Welch' eine Mutter! welch' eine Schwester!" rief Adelbert in seiner begeisterten Träumerei — „ihr Sterne da oben leuchtet nicht halb so freundlich, als ihre Augen! nichts bist du, Nachtigallgesang, gegen den Ton ihrer Stimme! ihr ausgebreiteten Zweige voll weißer, duftender Blüthen,

wie wenig gleicht ihr den schönen Armen, vorhin so traulich mir entgegengestreckt!“ — —

Doch da fiel ihm plötzlich ein, daß Mathilde nur darum den ganzen Zauber ihrer Blicke und Töne aufgeboten habe, um ihn mit ihren traulich entgegengestreckten Armen zu ermorden. Nun sah er hinter der Engelmaske ihres Gesichts ganz deutlich die häßlichsten Hexenzüge voll Falschheit, Tücke und Mordbegier; und er flehte den Himmel um Blitze an, die giftige Schlange zu zerschmettern, und die Erde beschwor er, sich unter ihr zu öffnen, um ihre Spur auf immer zu vertilgen.

Dann brach er wieder in Thränen aus, und klagte: „Wo find' ich eine Schwester wieder, wie diese war? Auf welcher Flur, in welchem Haine soll ich sie suchen? Ich bin ein Fremdling auf der weiten Welt. Ich habe keinen, der mich liebt, und keine Heimath mehr! — O, eile, eile, du mein treues Roß, und bringe mich hin zu einem Herzen voll redlicher Liebe!“

Und das treue Thier lief, augenscheinlich von einer höhern Macht getrieben und gestärkt, mit unveränderter Schnelligkeit, und strauchelte nicht ein einziges Mal, trotz der Dunkelheit der Nacht. Adelbert kümmerte sich nicht um Weg und Ziel; konnt' es auch nicht, weil er weder den Boden, über den er flog, zu sehen, noch sein Roß zu leiten im Stande war. Seine Blicke waren fast beständig nach den einzelnen Sternen gerichtet, die hier und da zwischen schwarzen Wolken hervorschimmerten.

Mit ihnen sprach er oft, wie mit tröstlichen Freunden, denn er glaubte sie alle von guten Geistern bewohnt, die sich seiner annehmen könnten und würden, um ihn gegen die Macht eines feindlichen Wesens zu schützen.

Endlich aber — es war schon um die Zeit, da die Morgendämmerung bald anbrechen wollte — ward seine Unterhaltung mit den Sternen plötzlich durch das Stillstehen seines Pferdes unterbrochen. Nur wenige Augenblicke war er ungewiß, ob nur ein zufälliges Hinderniß die Ursache hiervon sey, oder ob das Thier von seiner übernatürlichen Anstrengung ausruhen wolle. Es sank nämlich sehr bald auf seine Kniee, und sobald er von ihm herabgestiegen war, streckt' es sich ruhig auf's Gras.

Mit der größten Neugier blickte Adelbert rings um sich her; doch konnt' er nichts erkennen, als vor sich einen dunkeln Wald, und hinter sich ein duftiges, wie es ihm schien, sehr hohes Gebirge. — „In welchem Lande mag ich seyn?" rief er aus — „was für ein heiliger Wald mag das seyn?" Er wäre gern hineingegangen; doch hielt ihn die Furcht, sich zu verirren und von seinem treuen Pferde getrennt zu werden, davon zurück. Es blieb ihm nichts übrig, als den Anbruch des Tages abzuwarten, um zu sehen, in welches Wunderland er versetzt sey. Des Harrens überdrüssig und von dem wilden Ritte sehr ermüdet, legte er sich endlich nicht weit von seinem Pferde nieder

und sank sehr bald in einen tiefen, erquickenden Schlaf.

* *
*

Als die Sonne schon ziemlich hoch stand, erwacht' er endlich. Er sprang auf, sah sich um, und traute vor Schreck seinen Augen kaum, denn je mehr er sich, um recht zu sehen, seine Augen rieb, desto unbezweifelbarer ward ihm die traurige Entdeckung, daß er sich nirgends anders, als immer noch in dem heimathlichen Thale befinde, welchem er, wer weiß wie weit, entflohen zu seyn glaubte. Das Gebirge und der dunkle Wald, die ihm in der Nacht so fremd und groß erschienen, waren ein mäßiger Hügel und ein umzäuntes Erlengebüsch, wo sich Mathilde an jedem warmen Abende in dem durchfließenden Bache zu baden pflegte. Jetzt, da er Alles deutlich sah und wieder erkannte, war ihm seine Täuschung in der Nacht fast unbegreiflich, und seine Beschämung war fast größer, als seine Furcht vor der so nahen Gefahr.

Mit raschen Schritten trat er zu dem Pferde, das noch still ausgestreckt auf dem Boden lag, und sprach voll Zorn: „O du untreues Thier! wie hast du mich so bitter getäuscht! Ich glaubte einen Retter in dir gefunden zu haben, und sehe nun mit Abscheu, daß du mit meiner bösen Feindin im Einverständnisse stehst. Damit ich ihr auf meinen gesunden Füßen nicht entfliehen möchte, hast du mich auf deinem Rücken in tausend Kreisen wild herum getragen bis auf diese Stelle, die kaum so

weit, als ein Pfeil von der Armbrust fliegt, von dem Orte, wo ich dich bestieg, entfernt liegt. Möchtest du dafür nimmer wieder aufstehen können von dieser Stelle, denn die Tücke, mit welcher du mir m.inen Tod bereiten hilfst, ist so schändlich, daß du nicht werth bist, länger zu leben".

Hätte Adelbert ein Schwert gehabt, er hätt' es gewiß dem Thiere in das Herz gestoßen. Als er es indessen noch einige Augenblicke voll Unmuth ansah, fiel ihm die Unbeweglichkeit und das starre Auge desselben mit einem Male sehr auf. Er stieß es an; er begann es zu schütteln; er flog nach dem nahen Bache und holte Wasser herbei, um es damit zu erquicken; doch Alles war vergeblich: es war todt.

Adelberts Zorn ging über in bittern Schmerz. Er brach in Klagen und Thränen aus, wie über einen verlornen Freund. Jedes seiner vorigen Worte bereuete er jetzt, denn er war nun überzeugt, daß nicht böser Wille, sondern Mathildens Zauberei das arme Thier in der Irre herum bis auf diese Stelle geführt habe. Er sah jetzt in dem Tode desselben nur eine grausame Strafe für das Streben, mit ihm zu entfliehen. Und überzeugt, daß er der Tücke seiner Verfolgerin doch nicht entgehen könne, setzt' er sich, mit dumpfer Ergebung in sein Schicksal, neben der Leiche des Pferdes nieder und hielt ihm manche gerührte Parentation. Endlich fiel ihm gar ein, ein Grab zu machen; und mit der größten An-

strengung grub er die Erde dazu mit dem scharfen Ende eines zerbrochenen Bretes, das er an dem Bache fand, aus.

Als er sich gegen Sonnenuntergang eben niedergesetzt hatte, um etwas auszuruhen, sah er Mathilden aus dem Hause heraus kommen, das seitwärts zwischen einzelnen Gebüschen hervorschimmerte. Ein heftiger Schreck durchzuckte seine Glieder. Er wollte aufspringen, sank aber, wie gelähmt, wieder auf den Rasen zurück. „Mag sie denn kommen und ihr Werk vollenden!“ sprach er — „Ihrer Macht kann ich doch nicht entrinnen; auch gibt es ja nirgends mehr Freude für mich auf der Welt; für mich selbst hab' ich also dies Grab gemacht“.

Doch Mathilde ging, ohne ihn zu bemerken, in das umzäunte Büschchen. Adelbert überzeugte sich sehr bald, daß sie nichts suchte, als ihr stilles Badeplätzchen, und sein Athem ward immer leichter, und mit diesem verbesserte sich auch seine Meinung von Mathilden so sehr, daß er sie auf einige Augenblicke gar nicht für eine Hexe und für seine Feindin halten konnte.

Fast hätt' er auf diese Art vergessen, was die Inschrift des Denkmals ihm prophezeite und wie sehr Mathilde selbst sich schon verdächtig gemacht hatte. Doch zur rechten Zeit erinnerte er sich noch der wunderbaren Geschichte von der schönen Melusina, die sich alle Sonnabende in ihr Badezimmer verschloß, um in einer greulichen

Verwandlung, indem sie nur oben ein Weib blieb und unten ein Fisch wurde, eine schwere Versündigung an ihrem Vater abzubüßen. „Wer weiß", dachte Adelbert — „in was für ein Ungeheuer sich Mathilde täglich in dem Bade verwandelt. Die feste Umzäunung des Büschchens und Helianens Verbot, daß ich dasselbe nie betreten sollte, deuten unwidersprechlich auf ein böses Geheimniß. Auch war die Mathilde immer, den Kopf und die Hände ausgenommen, in so vielerlei unnütze Kleider gehüllt, daß sie darunter, nicht wie Melusina, nur alle Sonnabende, sondern höchst wahrscheinlich alle Tage, Gott weiß was für eine Ungestalt verbirgt".

Der Augenblick war da, wo Adelbert auf einmal zu einer befriedigenden Gewißheit kommen konnte. Er hatte dabei nichts zu verlieren, wohl aber viel zu gewinnen, denn wenn er seinen Verdacht ungegründet fand, so war keine Gefahr für ihn, und im entgegengesetzten, schlimmsten Falle konnte ihm nichts Schlimmeres weiter begegnen, als was ihm ohnehin schon prophezeit war.

Unwiderstehlich von seiner Neugier fortgezogen, kletterte er daher über die Umzäunung und schlich, möglichst eilig und möglichst leise zugleich, durch das immer dichtere Gebüsch. Nach einigem Hin- und Herirren stand er auf einmal an einer ziemlich breiten Stelle des Baches und erblickte, etwas höher hinauf, am andern Ufer eine schneeweiße Gestalt. Es war Mathilde, die eben

das letzte Stück ihres Anzuges abstreifen wollte, um in das Bad zu steigen. Adelbert stand unbeweglich und lauschte mit klopfendem Herzen der nahen Entscheidung entgegen. — Mathilde glaubte sich so sicher, daß es ihr nicht einfiel, noch einmal aufzublicken. Sorglos ließ sie den lauen Wind mit ihrem leichten Hemde spielen und band es dann auf, daß es allmählig von ihren Schultern und ihrer Brust herabsank. — Er war gekommen, der entscheidende Augenblick; und Adelbert schrie laut auf vor Schreck über einen nie gesehenen, blendenden Glanz, der plötzlich, wie aus den Brennpunkten zweier Sonnen, seine Augen traf. Wie ein Echo flog über Mathildens Lippen ein ähnlicher Ausruf, und als wäre sie von einem Blitze getroffen, sank ihre Gestalt, sich in sich selbst zu verbergen, auf dem Boden zusammen.

Ein dumpfer Donner tönte von dem plötzlich umwölkten Himmel herab. Es erhob sich ein Wirbelsturm, der die Wipfel der Bäume brausend gegen einander warf. Von einer unwiderstehlichen Gewalt ergriffen, taumelte Adelbert von dem überhangenden Ufer des Baches hinab. Und der vorher so ruhige Bach ward zum reißenden Strome, der schäumende Wellen schlug. Vergeblich kämpfte Adelbert mit der verzweifeltsten Anstrengung seiner ganzen Jugendkraft; doch die siegenden Wellen trugen ihn endlich mit entschwundenen Sinnen als ihre Beute davon.

* *
*

Hätten ihn die Wellen getödtet. so wäre die Inschrift des Denkmals zur Lüge geworden. Eine unsichtbare, mächtige Hand hielt ihn daher immer, wenn er in der Fluth versinken wollte, empor und legte ihn endlich auf einer weichen, bemoosten Stelle des Ufers nieder. — Als er aus seiner langen Betäubung erwachte, standen mehre Männer neben ihm, mit Kleidern und Waffen, wie er noch nie gesehen hatte, und Alle begrüßten ihn freundlich und bezeugten ihm ihre Freude darüber, daß er aus seiner todähnlichen Ohnmacht wieder in's Leben zurückgekehrt sey. Sie sagten ihm, daß sie Ritter aus der benachbarten Gegend wären und eben von einem festlichen Turniere am Hofe des Kaisers heimkehrten, und daß sie sich seit einer Viertelstunde bemüht hätten, ihn aus seiner tiefen Ohnmacht zu erwecken. Hierauf erquickten sie ihn auch mit Brod und Weine, wovon sie einigen Vorrath bei sich hatten, und fragten ihn, was ihm begegnet gewesen sey. „Ach!" sprach er — „was mir begegnet ist, kann und mag ich Euch nicht in diesem Augenblicke erzählen. Aber wenn Ihr Mitleid mit einem Unglücklichen habt, auf den, ohne sein Verschulden, ein böses Geschick in diesem Thale lauert, so nehmt mich mit Euch hinweg von hier".

Er erblickte unter den Rittern einen, der viel älter war, als die andern. und dessen ehrwürdiges und liebreiches Gesicht ihm ein besonderes Zutrauen einflößte. „O, nimm Du mich mit Dir!"

redete er diesen jetzt an — „ich will Dich lieben, wie meinen Vater, und sorgsam auf jeden Deiner Winke achten, wie ein guter Sohn. O, laß mich Dir meine Rettung verdanken!"

Dem alten Ritter gefiel der offene, zutrauliche Ton des Jünglings. Liebreich gab er ihm die Hand und das Versprechen, ihn zu schützen und für sein weiteres Fortkommen Sorge zu tragen. Darauf setzten sich Alle auf ihre Pferde, und Adelberten mußte ein Knappe des alten Ritters das seinige abtreten. Sie ritten den nämlichen Berg hinauf, der für Adelberten schon Tages zuvor so wichtig geworden war; doch sah und hörte dieser jetzt von den gestrigen Wundern wenig oder nichts, welches er dem Umstande zuschrieb, daß er heute von einer andern Seite, auf dem ordentlich gebahnten Wege, hinaufkam. Doch die Aussicht von dem Gipfel des Berges hinab in das paradiesische Thal war heute eben so schön, als gestern, und erweckte ihn auf einige Zeit aus den düstern Träumen, in welche er, trotz der aufmunternden Reden seiner Gefährten, versunken war. Als sie hinunter in das große, prächtige Thal gekommen waren, brach die Dämmerung herein. Ein Paar von den Rittern verließen die Gesellschaft, weil ihre Wohnungen seitwärts in kleineren und größeren Entfernungen lagen. Die Zurückbleibenden wurden immer einsylbiger und stiller, und besonders der Alte sprach kein Wort mehr, sondern stieß nur, je näher er seiner Hei-

math kam, von Zeit zu Zeit einen tiefen Seufzer aus.

An einem aufwärts steigenden Seitenwege, den der Alte nun einschlug, wollten die übrigen Ritter Abschied nehmen, um auf der großen Straße weiter fortzureiten. Doch der Alte ladete sie ein, bei ihm zu übernachten, und nach wenigen Minuten waren sie, auf einem einzeln stehenden großen Berge, an ein prächtiges Schloß gelangt, von welchem sie nur noch durch einen breiten Graben getrennt waren. Als sie neben diesem eine kleine Strecke hingeritten waren, kamen sie an eine breite Brücke, welche nach dem Haupteingange des Schlosses führte. — „Wie lange wird die Brücke noch aufgezogen bleiben?!“ murmelte einer der Ritter halb laut in den Bart. Der Alte seufzte ganz laut, und Alle zogen dann schweigend bei der großen Zugbrücke vorbei, um weiter hin über eine kleinere in das Schloß zu gelangen. Als aber Adelbert, welcher von Allen der Letzte war, bei der Hauptbrücke vorbeireiten wollte, stürzte das aufgezogene Stück derselben von selbst mit lautem Krachen nieder. Die Ritter hielten ihre Pferde an, und fragten Einer den Andern, ob sie recht gehört und gesehen hätten. Und nicht lange, so wendete der Alte sich hastig zu Adelbert, und rief, wie trunken vor Freude: „Wär' es möglich? Hätte vor Dir die Zugbrücke sich niedergelassen? Wie heißest Du, junger Mensch? Oder noch besser: ver-

suche doch augenblicklich, hinüber zu reiten über diese Brücke!"

Adelbert wußte nichts von Allem zu deuten; aber gehorsam lenkte er sein Pferd auf die Brücke, und da er in die Mitte derselben gelangt war, that sich von selbst mit lautem Knarren das große Thor des Schlosses auf, und er ritt gerade hinein in den innern Hof desselben.

Kaum war er hier angelangt, so kamen die sämmtlichen Ritter in vollem Galopp auf ihn zugesprengt. „Herbei! herbei!" rief der Alte mit jauchzendem Tone: „Herbei, ihr Vasallen und Hausgenossen und Knechte! kommt her, und huldigt Eurem Herrn!"

Eine Menge Menschen kamen aus dem Schlosse gestürzt, unter denen auch einige Diener waren, die mit brennenden Fackeln die große Scene beleuchteten. Als Alle versammelt waren und staunten und fragten, zeigte der Alte auf Adelbert und sagte: „Dieser ist Euer rechtmäßiger Herr".

Von jedem Munde flog ein Ton der freudigsten Verwunderung. Nur Adelbert war bloß verwundert, ohne sich zu freuen, und erröthete im Voraus wegen der Beschämung, die ihn treffen würde, wenn der Alte von seinem Irrthume zurück käme. Doch dieser sprach jetzt mit freudiger Rührung und fester Zuversicht: „Du bist Adelbert von Glanzenhelm, meines unvergeßlichen Bruders Sohn und Erbe. Magst Du noch so

sehr staunen und es vielleicht selbst nicht wissen und nicht glauben wollen; dennoch bist Du es ganz gewiß".

„Ja wohl!" riefen die andern Ritter dazwischen — „die alte Zugbrücke ist endlich niedergefallen, und das alte Thor hat sich wieder geöffnet, seit zwanzig Jahren zum ersten Male".

Alle sprangen von ihren Pferden. Der alte Volkmar von Glanzenhelm drückte seinen Neffen unter Freudenthränen an die Brust, und die Ritter und Schloßbewohner und Knechte schüttelten und küßten bieder und ehrerbietig dem verwunderten Jünglinge die Hände, daß er vor Ueberraschung und Verwirrung gar nicht zu sich selbst kommen konnte.

Endlich führte ihn der Oheim, unter Begleitung der Ritter, in den größten Saal des Schlosses, der mit kostbaren Gemälden und Geräthschaften auf das Prächtigste geschmückt war. „Hier, mein geliebter Neffe", sprach Volkmar — „sind die Bilder Deiner ruhmvollen Ahnen, und dieses hier ist das Bild Deines Vaters, den sein nächster Vetter, aus Neid über sein Eheglück, meuchelmörderischer Weise erschlug, noch ehe Du geboren warest. Deine betrübte Mutter starb wenige Tage nach Deiner Geburt. An ihrem traurigen Schicksale nahm die ganze Gegend Theil, doch wagt' es Niemand, sich öffentlich ihrer anzunehmen, denn ich und die tapfersten Ritter unsrer Gegend waren

gegen die Ungläubigen ausgezogen, und die Andern fürchteten die Rache des mächtigen Meuchelmörders Albrecht von Wohlau. Als Deine Mutter in ihrer Todesstunde Deinetwegen sehr bekümmert war, trat eine schöne, weißgekleidete und mit kostbaren Perlen geschmückte Frau, die Niemand als Deine Mutter kannte, an ihr Sterbelager und versprach ihr, für Deine Sicherheit und Erziehung zu sorgen. Darauf starb Deine Mutter mit ruhigem Herzen, und die weiße Frau trug Dich liebevoll auf ihren Armen durch die staunende Dienerschaft davon. Dem argwöhnischen Schloßkaplan, welcher wissen wollte, wohin sie Dich trüge und wann sie Dich wiederbringen würde, gab sie zur Antwort: „„So lang' er mit kindlichem Vertrauen an mir hängt, will ich als seine Mutter bei ihm bleiben; doch folge mir Niemand nach, um meinen Aufenthalt auszukundschaften“ “. „Als nun der Kaplan das Thor verschließen ließ und den Schlüssel zu sich steckte, um sie nicht aus dem Schlosse zu lassen, sagte sie lächelnd: „„Ich bedarf Deines Schlüssels nicht. Für Dich und die Andern aber laß eilig ein anderes Thor und eine andere Brücke machen, denn ich bin die Letzte auf lange Zeit, die hier hinaus kann. Hinter mir soll dies Thor verschlossen und die Zugbrücke aufgezogen bleiben, bis dieses Kind einst, mit meiner Bewilligung, als Herr des Schlosses zurückkehrt“ “. „Und kaum hatte sie dies gesagt, so flogen die Flügel des Thores, wie von einem Sturmwinde

bewegt, weit auf, und sie ging frei hindurch, ohne daß ihr Jemand zu folgen wagte. Die Zugbrücke sank vor ihr nieder und hob sich wieder auf, als sie darüber gegangen war. Gleich darauf, nachdem Alle dieses Wunder angestaunt hatten, schloß sich das Thor wieder von selbst, und kein Schlüssel und keine Gewalt konnt' es öffnen bis auf den heutigen Tag; und eben so wenig war man im Stande, die Zugbrücke nieder zu lassen, so, daß man genöthigt war, an einer andern Stelle ein Thor und eine Brücke zu bauen. — Die Augenzeugen, die zum Theil noch jetzt leben, erzählten mir dieses Alles, als ich drei Jahre später zurück kam, um meinen Bruder zu besuchen. Ich rächte seinen Tod durch einen Zweikampf, in welchem sein Mörder fiel, und blieb hier auf dem Schlosse, um Dir bis zu Deiner einstigen Ankunft Dein Eigenthum zu beschützen".

Adelbert stürzte in die Arme des Oheims, konnte aber nichts als abgebrochene Worte und Ausrufungen der Liebe, des Dankes und der Freude stammeln. Auch die Fragen nach seinem bisherigen Aufenthalte und der Art seiner Erziehung war er nur kurz und abgerissen zu beantworten im Stande, denn zu wunderbar und unerwartet war die Wendung, welche sein Schicksal jetzt auf einmal genommen hatte, als daß er umständlich und zusammenhängend hätte erzählen können. Doch war es genug, um Alle mit Dank gegen Helianen und mit Mißtrauen gegen Ma-

thilden zu erfüllen. — Adelbert ward hierbei sehr traurig und blieb es auch den ganzen Abend, ob man gleich das Gespräch hiervon bald abbrach, und sich zu einem festlichen Mahle niedersetzte, bei welchem alle die Andern sehr fröhlich wurden. Sein Trübsinn folgte ihm sogar bis auf sein Nachtlager, und wich nur erst spät gegen Morgen einem tiefen Schlummer, in welchem der Betrübte sich und sein Schicksal vergaß.

* * *

Gleich mit der aufgehenden Sonne hatte Volkmar mit den Rittern das Schloß verlassen. Adelbert erwachte viel später, und harrte von Stunde zu Stunde ihrer Rückkehr entgegen. Um seinen wiederkehrenden Trübsinn zu verscheuchen, ging er durch alle Gemächer des weitläufigen Schlosses, betrachtete eine Menge Waffen und andere Merkwürdigkeiten und übersah von dem hohen Thurme herab das paradiesische Thal, in dessen Mitte das Schloß lag. „Ist es möglich", rief er aus — „in diesem Thale, das so reizend ist, daß ich es für eine Vorhalle des Himmels hielt, und das ich deshalb aus heiliger Scheu nicht zu betreten wagte — in diesem schönen Thale soll ich wohnen, und weite Strecken von Aeckern, Wiesen und Wäldern in demselben sollen mein Eigenthum seyn? Die kleine Hütte, in der ich über zwanzig Jahre so still und einfach lebte, hab' ich gegen dies große Schloß vertauscht, wo überall Pracht und Ueberfluß herrschen?" —

„Aber", setzt' er nach einer kleinen Pause hinzu — „in dem großen Schlosse und dem paradiesischen Thale gibt es keine Schwester, die meine Freude mit mir theilen könnte, also gibt es auch keine Freude für mich! — — Und wenn es hier auch für mich eine Freude gäbe, wie lange würde ich sie genießen können, da die mächtige Zauberin, die ich so aufrichtig liebte, meinen Tod will?!"

Er versank in die tiefste Traurigkeit und saß stumm und freudenlos an der reichbesetzten Tafel, die am Mittage für ihn bereitet ward. Nach dem Essen wollt' er einen Spaziergang in's Freie machen, weil er im Schlosse nirgends Ruhe fand. Als er aber über die Brücke gehen wollte, drang der alte Schloßvoigt darauf, daß er ein schönes Pferd besteigen mußte, und ritt dann, unaufgefordert, als sein Begleiter mit ihm hinunter in's Thal.

Als sie etwa eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, unterbrach der Schloßvoigt das lange Stillschweigen plötzlich mit den Worten: „Hier laßt uns umkehren, lieber, junger Herr, denn wir sind hier auf keiner guten Stelle. Wir sind ganz nahe an der Wohlauburg".

„Wie?" unterbrach ihn Adelbert — „die Burg des Mörders meines Vaters? O, führe mich hinauf! Der blut'ge Schatten meines Vaters winkt mir; ich muß auf Tod und Leben mit seines Mörders Söhnen kämpfen".

„Ihr seyd ein guter Sohn, und werdet ein tapferer Ritter werden", erwiederte der Schloß-

voigt — „Aber die Burg ist leer; es wohnt kein Mensch darin, und sie ist das Eigenthum Eurer Familie, seit Euer Oheim den bösen Albrecht im Zweikampfe erschlug".

„Und wo sind seine Söhne?" fragte Adelbert.

„Er hatte einen nur und eine Tochter, die waren Zwillingskinder", antwortete der Schloßvoigt. „Denn erst ein Jahr nach dem Tode Eurer Mutter entschloß er sich zu einer Heirath, und lebte herrlich und in Freuden, bis Euer Oheim von seiner weiten Reise zurückkam. Sobald er dies erfuhr und die Aufforderung zum Zweikampfe erhielt, ging er, mit seinen Zwillingskindern auf den Armen, zum Zauberbrunnen in dem Garten, der seit dem Tode Eures Vaters roth, wie Blut, war und, der Sage nach, so lange so bleiben wird, bis der Schatten Eures Vaters völlig versöhnt ist. An diesem Brunnen zeigte sich jedes Mal ein weißer Geist, wenn einer von den Wohlau's sterben sollte. Mit Schrecken sah Albrecht schon von Weitem die drohende Gestalt. Doch rafft' er seine Kräfte zusammen und ging mit wilden Blicken auf sie zu, als hofft' er, daß sie vor ihm fliehen und dadurch ihre Drohung zurücknehmen würde. Aber die Gestalt stand unbeweglich, wie ein Fels, so leicht und lose sie auch auf dem blutrothen Wasser zu schweben schien. Als nun der böse Mensch ganz nahe bei ihr stand und sah, daß sie nicht von der Stelle wich, brach er in schreckliche

Verwünschungen aus und warf ihr, um sein Leben loszukaufen, das unschuldige Töchterchen von seinem linken Arme zu. Augenblicklich waren Kind und Geist verschwunden, und mit frecher Stirn eilte der Unmensch nun zu dem Zweikampfe, in welchem Euer Oheim ihn erschlug".

„Das arme Mädchen!" — rief Adelbert — „doch was ward aus dem Knaben und der Mutter?"

„Das weiß man nicht", erwiederte der Alte. — „Die Mutter entfloh mit dem Sohne, und Niemand weiß, wohin. Sie fürchtete wahrscheinlich, daß Eures Oheims Rache auch ihren Soh verfolgen werde, weil Albrecht bei Vielen dem Verdachte stand, auch an Eurem Verschw den Schuld zu seyn. — Die Tochter, meint ma sey auf wunderbare Weise gerettet worden un lebe noch, denn seit sie der Vater in den Brunnen warf, sieht Jeder, der hineinschaut, nicht sein eigenes, sondern ihr Bild, das sich mit jedem Jahre verändert und älter wird, so wie es mit ihr selber der Fall seyn mag".

Hier lachte Adelbert laut auf, so ernsthaft er auch anfangs zugehört hatte. Der alte Schloßvoigt betheuerte und schwur aber so lange, bis Adelbert endlich umkehrte, um mit eigenen Augen in den Brunnen zu sehen. So schwer es dem Alten auch ward, mußt' er doch mit, um dem Ungläubigen den Weg zu zeigen. Als sie an Ort und Stelle waren, stieg Adelbert von dem Pferde, überließ es dem Schloßvoigte und ging

ungehindert in den offenen Garten, der so verwildert war, daß man kaum noch die Spur von ehemaliger künstlicher Anlage sah. Einige uralte Fichten, die an einer schroffen Felsenwand in einem großen Kreise standen, dienten Adelberten nur zu Wegweisern. Sie waren gleichsam die Scheidewand des gewöhnlichen und Geisterbodens, denn in dem Kreise, den sie einschlossen, wuchs keine Pflanze und kein Moos mehr, und in der Mitte desselben war der unergründlich tiefe Wasserbehälter, welcher seit undenklichen Zeiten schon der Zauberbrunnen geheißen hatte.

Ein schauerliches, heiliges Sausen, wie es Adelbert schon auf dem verbotenen Berge gehört hatte, tönte ihm aus den Zweigen der himmelhohen, dunkeln Fichten zu. Eine leise Bangigkeit befiel ihn, als er in den eingeschlossenen Kreis trat und die blutrothe Farbe des Wassers erkannte. Jetzt stand er dicht an dem Rande desselben, sah hinein und fuhr erschrocken zurück, denn er hatte, wie es ihm schien, ganz deutlich Mathildens Bild gesehen.

Blaß und zitternd kam er zurück aus dem Garten und sprach kein Wort über den Vorfall. Nur die Frage that er an seinen Begleiter, wie Albrechts Tochter geheißen habe. „Das weiß ich nicht“, antwortete der Schloßvoigt, und dann ritten Beide stumm und langsam nach dem Schlosse zurück.

* * *

Der Oheim und die andern Ritter waren unterdessen auch zurückgekehrt, und über der Freude, diese wieder zu sehen, vergaß Adelbert fast, was ihm begegnet war. Als er sie fragte, wohin sie schon so früh geritten wären, nahm der Oheim das Wort und erzählte, daß er mit den andern Rittern habe Mathilden aufsuchen wollen, daß sie sich aber in dem kleinen Thale, durch einen plötzlich entstandenen Nebel, Alle von einander verloren hätten, und daß sie nach langem, vergeblichem Suchen und Umherirren, endlich Einer nach dem Andern hier wieder angekommen wären.

Jeder Einzelne theilte nun seine gehabten Abenteuer mit, und Alle waren darin einig, daß Zauberei ihnen im Wege gewesen sey, das Hüttchen in dem kleinen Thale zu finden, und Keiner zweifelte mehr daran, daß Mathilde eine Hexe, und zwar eine von der gefährlichsten Art sey. Selbst die Muthigsten unter ihnen fanden es nicht rathsam, einen zweiten Versuch dieser Art zu machen; und Adelberten beschworen sie feierlich, das kleine Thal nie wieder zu besuchen, auf welches allein wahrscheinlich die gefährliche Macht der Zauberin beschränkt sey. Jeder hatte nämlich die Erfahrung gemacht, daß er wieder vollkommen Herr seines Willens gewesen war, sobald er nur sein Pferd einen Schritt hinauf an den angrenzenden Hügeln und Bergen hatte thun lassen. Daher behaupteten sie auch mit der größten Zuversicht, daß Adelbert auf seinem Schlosse

und überall, außerhalb des kleinen Thales, vollkommen sicher seyn werde.

Adelbert erzählte hierauf auch seine Ueberraschung am Zauberbrunnen, worüber die Meinungen anfangs sehr verschieden waren. Endlich suchten aber Alle — wiewohl vergeblich — Adelberten zu bereden, daß ihm nur seine Einbildung einen bösen Streich gespielt habe, als er Mathildens Bild in dem Brunnen zu sehen glaubte.

Der Rest des Tages wurde mit Waffenübungen zugebracht, und Jedermann freute sich über Adelberts Gewandtheit und Stärke. Ein frohes Mahl beschloß den Tag, und am andern Morgen kehrten die Gäste heim nach ihren Burgen.

Der gute Volkmar ließ es sich nun sehr angelegen seyn, durch abwechselnde Zerstreuungen seinen Neffen, den er mit jedem Tage lieber gewann, aufzuheitern. Er ritt mit ihm unermüdlich umher, theils um ihn seine weitläufigen Besitzungen zu zeigen, theils um ihn mit den benachbarten edeln Familien bekannt zu machen. Dabei gab es Waffenspiele und Feste aller Art; und die schönsten Fräuleins begegneten dem neuen Nachbar mit ausgezeichneter Huld und Freundlichkeit. Auch zu einer ernsthaften Fehde in einer entfernteren Gegend zog Adelbert mit aus und erwarb sich bei dieser Gelegenheit durch Muth und Tapferkeit den Ritterschlag von des Kaisers Hand. Doch alle diese Zerstreuungen wirkten immer nur für den

Augenblick auf sein krankes Gemüth, und nach dem glänzendsten Feste versank er gewöhnlich in die düsterste Schwermuth. Alle Gestalten, selbst die reizendsten nicht ausgenommen, gingen bei ihm nur wie leichte Schatten vorüber, denn in jedem ungestörten Augenblicke stand die eine Gestalt vor ihm, die seine Seele fast unaufhörlich, bald mit Freude und Sehnsucht, bald mit Unmuth und Furcht erfüllte. Sie sah er in hell erleuchteten Sälen und in dunkeln Schlafgemächern, auf heitern Bergen und in schauerlichen Wäldern, hoch oben am weiten Himmel und tief unten in allen Flüssen und Bächen und Quellen; daher er denn nun selbst der Meinung ward, daß ihn am Zauberbrunnen bloß seine Einbildungskraft getäuscht habe.

Der wackere Volkmar war unterdessen nicht unthätig gewesen, sondern hatte an vieler Orten Rath und Hülfe für seinen armen Neffen gesucht, an dem es immer sichtbarer ward, daß Mathildens Zauberkraft ihn in jeder Entfernung erreiche. Der frohe Muth, die blühende Farbe und die gesunde Kraft des Jünglings schwanden so augenscheinlich, daß man fast die Zeit schon bestimmen konnte, wann sein Leben die Beute der Feindin, die ihn überall verfolgte, seyn würde.

Endlich kam ein Priester auf dem Schlosse an, der dem langen Unwesen ein Ende zu machen versprach. Er brachte von drei verschiedenen, sehr entfernten Orten her drei kostbare Reliquien,

welche im Stande seyn sollten, auch der stärksten Zauberei Widerstand zu thun. Unter dem Schutze derselben wollte er mit Volkmar und Adelbert Mathilden gefangen nehmen und sie dann, wenn sie als eine Hexe befunden würde, mit Feuer und Schwert vom Leben zum Tode bringen lassen. Zwei Tage wollt' er sich nur noch vorbereiten mit Fasten und Gebet; dann sollte ungesäumt an's Werk geschritten werden, um der Noth und dem Jammer auf einmal ein Ende zu machen.

Volkmar baute mit festem Vertrauen auf die Verheißungen des Priesters und sah mit der frohesten Hoffnung der Stunde der Ausführung entgegen. Doch Adelbert schlich umher wie ein Verurtheilter. Ein kalter Schauder durchbebte ihn beim Anblicke der heiligen Reliquien, und der fromme Priester war ihm so verhaßt, daß er seinen Anblick kaum ertragen konnte. Er machte sich selbst manchmal bittere Vorwürfe wegen dieser sündlichen Empfindungen, war aber nicht im Stande, ihnen zu widerstehen. Deshalb streifte er unstät und flüchtig, so oft er sich losreißen konnte, im Freien umher, und bei jeder schönen Stelle war es ihm, als wär' er gekommen, um auf immer Abschied von ihr zu nehmen.

Da überfiel ihn endlich auch ein unwiderstehliches Verlangen, den Zauberbrunnen, welchem er sich bisher nicht wieder hatte nahen mögen, noch einmal zu besuchen. In tiefe Träume versunken,

kam er in den Garten, und das Rauschen der alten Fichten klang noch viel schauerlicher und heiliger, als das erste Mal. Seine ganze Seele ward schon im Voraus tief bewegt. Er trat zitternd an den Rand des Brunnens und sah ganz deutlich wieder Mathildens Bild. Aber es lag diesmal ein Ausdruck von Schmerz und Traurigkeit darin, der ihn mit einer Heftigkeit, wie noch nichts in seinem Leben, erschütterte. Es war ihm, als ob er die bittersten Klagen aus ihrem Munde hörte. Aus ihren thränenden Augen schienen scharfe Pfeile zu fliegen, die sein Herz auf das Schmerzlichste trafen. Ein Schwindel bemächtigte sich seiner Sinne, und sein übergebogener Körper stürzte dem ziehenden Bilde entgegen in die rothe Fluth.

Aber war es eine unsichtbare, helfende Macht oder war es ein unwillkürlicher Lebenstrieb, der ihm im Hinabgleiten noch den Rand des Brunnens ergreifen und festhalten ließ; genug, so sollte die Auflösung seines Schicksals nicht seyn, daß er hier seinen Tod fände. Er lag in wenigen Sekunden gerettet, wiewohl sprachlos vor Schreck und mit triefenden Kleidern, auf dem festen Boden.

Sobald er wieder die nöthigen Kräfte gesammelt hatte, eilte er zurück nach dem Schlosse. Doch sein Herz war mehr als jemals zerrissen, denn unaufhörlich sah er das traurige Bild Mathildens, und die sonstige Unruhe und Betrübniß seines Gemüths ward jetzt zur allerschmerzlichsten Qual.

So gern er den ganzen Vorfall auch vor Jedermann geheim gehalten hätte, so unmöglich war dieses doch, denn mehr noch als seine nassen Kleider, die er eilig wechseln mußte, verriethen seine stummen Seufzer und seine verstörten Blicke, daß ihm etwas Außerordentliches begegnet sey. Er war also gezwungen, seinem Oheim Alles zu erzählen. Doch da dieser den Priester herzurief, um dessen Meinung darüber zu hören, ob dieser Vorfall auf etwas Gutes oder Böses deute, entfernte sich Adelbert, unter dem Vorwande, daß er sehr müde sey, und ging in sein einsames Schlafgemach.

* *
*

Er schloß in der ganzen Nacht seine Augen zum Schlafen nicht, sondern ging unruhig auf und ab, oder stand in der Fenstervertiefung und sah in das trübe Gewölk, das den Vollmond umschleierte. Sonst erblickt' er da immer Mathilden in der Stellung, wie sie bei seinem letzten Gespräche ihm ihre Arme entgegenstreckte, und sagte: „Ich habe Dich geliebt wie einen Bruder, und werde Dich ewig so lieben". — Jetzt sah er sie bloß in der schmerzlichen Betrübniß, wie er sie im Brunnen erblickt hatte; und ihr stummer, tiefer Schmerz war für ihn die lauteste Anklage wegen der Härte, mit welcher er von ihr schied Er bereute auf das Bitterste die bösen Worte, die er damals zu ihr sprach; es war ihm unbegreiflich, wie er ihre ausgestreckten Arme und ihre

zärtlichen Blicke hatte sehen können, ohne davon gerührt zu werden. Und allmählig ging diese Reue und diese Verwunderung in eine Sehnsucht über, welche machte, daß er alle Gefahren und Warnungen nicht mehr achtete. Es erhob sich dann und wann zwar eine Stimme in ihm, welche ihn an Alles erinnerte, was ihm schon Böses begegnet und was noch ungleich Böseres er zu befürchten habe. Doch eine andere, ungleich lautere Stimme war die seiner unbezwinglichen Sehnsucht nach Mathilden; und er faßte den unwiderruflichen Entschluß, gleich am nächsten Morgen, an welchem schon der letzte Fasttag des Priesters anfing, das Schloß zu verlassen und Mathilde aufzusuchen. Ohne auf seine Gefahr zu achten wollt' er sie vor der Gefahr warnen, die ihr drohte. Auch wenn sie schuldig wäre, wollt' er sie nicht das Opfer frommer Verurtheilung werden lassen. Und wenn diese Warnung ihm auch das Leben kostete, so wollt' er sie doch nicht unterlassen, theils aus Liebe zu ihr, theils aus Verzweiflung an seinem Glück. War es einmal des Schicksals Wille, daß er durch sie sterben sollte, so wollt' er es tausendmal lieber sogleich in ihren Armen, als entfernt von ihr auf die langsame Art, wie ihn die Sehnsucht nach ihr schon so lange zu tödten begann.

Er war nun einig mit sich selbst und sah mit unerschütterlichem Muthe seinem Geschicke entgegen. „Ich weiß es", sprach er — „daß ich sterben

werde, denn so stand es auf dem Denkmale geschrieben, und das Schicksal läßt sich nichts abdingen von seinen Beschlüssen. Aber ich fürchte den Tod nicht, der mir bestimmt ist, sondern er ist mir so lieb, daß ich ihm freiwillig entgegen gehen will".

Mit der größten Ungeduld harrte er dem Anbruche des Tages entgegen; und kaum begann das frühe Morgenroth den Himmel zu färben, so ging er auf den Zehen in das Schlafgemach seines Oheims, kniete an dem Bette desselben nieder und küßte ihm leise die Hand. — Als er diesen Trennungsschmerz überstanden hatte, eilte er unbemerkt aus dem Schlosse, flog durch das paradiesische Thal, überstieg die hohe Bergkette und sprang dann hinunter in das kleine Thal, um sein Grab darin zu suchen.

Kein Nebel führte ihn irre. Haus und Gärtchen und Wiese und Gebüsch lagen deutlich und unverändert da. Auch das Denkmal in der Laube war noch, wie er es verlassen hatte. Endlich als er nach der Vorderseite des Hauses herumgegangen war, erblickt' er in dem kleinen Vorhofe Mathilden, die ihn erst nicht bemerkte, weil sie eben ein Lamm fütterte. Ihr Gesicht war ungleich bläßer, als sonst, und zeigte Spuren eines sehr tiefen Grams. Der schwere Seufzer, den Adelbert darüber ausstieß, machte, daß Mathilde aufblickte. Ein hohes Roth überflog ihre Wangen; Freude und Zärtlichkeit leuchteten aus ihren Augen

und Lippen — so stand sie, mit geöffneten Armen, auf einmal wieder als die ehemalige, liebevolle Schwester da; und Adelbert hatte augenblicklich alles Böse vergessen und flog in ihre Arme als ihr liebevoller Bruder; und sehr lange konnten sie vor Liebkosungen und abgebrochenen, frohen Ausrufungen zu keinem Gespräche kommen, woran sie im Grunde auch wenig entbehrten, weil kein Gespräch in der Welt sie hätte können glücklicher machen, als eben diese Liebkosungen und abgebrochenen Ausrufungen.

Diese hohe Freudenfeier des Wiedersehe dauerte ununterbrochen, bis Mathilde zu d Frage Zeit gewann: „Bringst Du denn auch Dei Pferd wieder mit?“

Hier verfinsterte sich plötzlich Adelberts Blick, und seine ganze Seligkeit war vernichtet, denn alles Böse — das vorübergegangene und das zu fürchtende — stand auf einmal vor seiner Seele.

„Du gibst mir keine Antwort?“ fragte Mathilde auf's Neue — „und Du siehst so traurig aus? Dein Pferd ist doch nicht todt?“

Nun hielt sich Adelbert nicht länger. „Das wüßtest Du nicht schon, Mathilde?“ sprach er mit nachdruckvollem Tone — „und wer ist Schuld an seinem Tode, als Du?“

Voll Erstaunen unterbrach sie ihn: „Ich? ich an seinem Tode Schuld?“

„Ja, Du – durch Deiner bösen Zauberkünste Macht. Was hilft Dein Leugnen, Dein Verstellen? Du bist nicht meine Schwester; bist vom Schicksal ausersehn, mich zu ermorden. Vollend' es dann; nur schließe noch einmal mich zuvor recht zärtlich in die Arme; dann will ich gern – recht gern will ich dann sterben. Viel lieber ist mir dieser Tod, als so ein Leben ohne Dich, wie ich bisher geführt habe".

„Dich sollt' ich tödten können?" sprach unter hervorstürzenden Thränen Mathilde – „Dich, Adelbert, den ich mehr als mich selber liebe – nach dem ich mich so heiß gesehnt – um den ich mich so sehr gegrämt – den ich beim unverhofften Wiedersehn so froh und liebevoll umarme?"

Hier sanken Beide, von ihren Gefühlen überwältigt, einander wieder in die Arme, und ihre Worte erstarben auf lange Zeit in stürmisch zärtlichen Küssen. – Liebeberauscht rief endlich Adelbert aus: „Ja, Du liebst mich, Mathilde! Du liebst mich so sehr, als ich Dich, und Du willst mich nicht tödten, wenn Du es gleich sollst und kannst. Das Alles weiß ich jetzt so gewiß, als hätt' es mir ein Engel vom Himmel herunter verkündigt. – Sey dann, wer Du bist, für mich bist Du kein böses Wesen. Ich schließe den ewigen Bund mit Dir, sollten auch Heilige deshalb auf mich zürnen".

Mathilde wollte ihn unterbrechen. — „O, glaube ja nicht", fuhr er fort — „daß ich im Rausche der Freude nur so spreche. O nein, empfunden hab' ich dies schon längst. Selbst gestern, da ich noch glaubte, daß Du mir nach dem Leben trachtetest, war mir schon bang über des frommen Priesters Erklärung, Dich gefangen zu nehmen, und wenn Du schuldig wärest, dem Feuer zu übergeben".

„Gerechter Gott!" rief hier Mathilde aus — „dem Feuer übergeben? Was hab' ich denn verbrochen?"

„Ich weiß nichts mehr davon, Mathilde, als daß sie morgen kommen wollen, um Dich für Deine Zauberkünste zu bestrafen. Drum laß uns eilig entfliehen. Ich folge Dir, wohin Du gehst, und theile Glück und Unglück und jedes Ungemach und jede noch so bittere Strafe mit Dir".

„Still!" sprach Mathilde — „ich mag aus Deinem Munde solchen Frevel nicht hören. Zu fliehen brauch' ich nicht, denn mein Bewußtseyn ist frei von solcher Schuld, wie Du mir vorwirfst. Das schwör' ich bei dem Gotte, der auch die tiefsten Falten im Herzen des Menschen durchschaut".

Sie war bei diesen Worten mit gefalteten Händen niedergekniet, und ihre Blicke waren mit einem Ausdrucke von Unschuld und ruhigem Bewußtseyn gen Himmel gerichtet, daß auch Adelbert auf seine Kniee niederstürzte und laut ausrief: „Du bist unschuldig, Du bist engelrein. Ich

seh' es an diesen Blicken — ich hör' es an diesen Tönen, die mit allen ihren Künsten keine böse Zauberin erheucheln kann. — O, bist Du im Stande mir zu vergeben? — Ich habe mich schrecklich schwer an Dir versündigt!"

Sie umarmten sich knieend, und Mathilde sagte mit dem liebevollsten Tone: „Ich kann mit Dir nicht zürnen. Aber wie war es möglich, daß Du so bösen Verdacht auf mich warfst?"

Nun erzählte ihr Adelbert Alles, was ihm seit Besteigung des verbotenen Berges begegnete. Mathilden war das Meiste davon ganz neu, und sie äußerte ihre Verwunderung, ihre Freude oder Betrübniß auf eine so unbefangene und gutmüthige Art, daß auch der mißtrauischste Zweifler von ihrer Unschuld hätte überführt werden müssen.

Die Inschrift des Denkmals war endlich das Einzige, was Adelberten noch beunruhigte. Sie machte ihn nicht mehr mißtrauisch gegen Mathilden, wohl aber gegen sein Schicksal. „Hat man nicht Beispiele", sagte er — „daß die besten Menschen, ganz wider ihren Willen, den Tod ihrer Freunde herbeigeführt haben? — Ach, Mathilde! nicht mich bedaur' ich in diesem Falle, sondern nur Dich. Da Du mich so zärtlich liebst, o, wie unglücklich würdest Du seyn, wenn ich durch Deine Hand stürbe!"

„Das kann nicht geschehen! Das ist unmöglich!" unterbrach ihn Mathilde, indem sie mit ihm zu dem Denkmale hinging. — „Warum setzest Du denn immer noch voraus, daß ich in der Inschrift gemeint sey?"

„Erstlich, liebe Mathilde", antwortete Adelbert — „weil Du in einem gewissen Sinne, trotz Deiner Engelsunschuld — oder vielleicht auch gerade durch dieselbe — wirklich eine Art von Zauberin bist und bleibst; nur keine böse, die man verbrennen, sondern die man unaufhörlich lieben und anbeten muß. Und zweitens, weil ich durch Deine Hand — wenn es einmal so seyn muß — zehntausendmal lieber sterben will, als durch jede andere. Ich will mich daher auch gern in den Willen des Schicksals ergeben; wenn es nur nicht schon heute oder morgen geschieht".

„Davon steht auch nichts in der Inschrift", fiel ihm Mathilde in's Wort — „es wäre ja wohl möglich, daß das Unglück erst in fünfzig Jahren geschehen soll; dann wär' es fast kein Unglück mehr. Und dann seh' ich auch keine Sylbe von eigentlichem Morde und Todschlage, sondern nur von Sterben in meinen Armen. — Ich habe einmal von einem Manne gehört, der viele, viele Jahre lang mit einer geliebten Frau Leid und Freude theilte, und endlich, da die Stunde seines Scheidens kam, in ihren Armen, sanfter als auf irgend einem Kissen, seine Augen auf immer schloß.

Man nannte dies ein neidenswerthes Schicksal. — Könnt' es mit uns nicht eben so gemeint seyn?"

Indem sie dieses sprach, verwandelte die dunkle Farbe der Inschrift sich plötzlich in den schönsten Glanz. Ein unverkennbares Zeichen, daß nun ihr rechter Sinn gefunden sey. „O, Mathilde! Mathilde!" jauchzte Adelbert an ihrem Halse — „wie meint es das Schicksal mit uns so gut! Sieh', das Zeichen, das es uns hier zu unserer Beruhigung gibt! O, aus der Nacht meines Kummers ist nun ein Freudentag geworden, schöner und glänzender, als ihn meine Träume jemals malen konnten! — — Aber nun komm', komm' gleich mit mir zu meinem guten Oheim, daß er sich mit uns über unser Glück freuen kann. Er wird sehr beunruhigt seyn wegen meiner heimlichen Entfernung. Ich muß ihm meine Seligkeit verkündigen. Aber ohne Dich kann ich den Weg aus diesem Thale nun nicht mehr finden".

„Und ich kann ohne Dich nicht mehr hier bleiben", sagte Mathilde mit zärtlicher Freundlichkeit. Und Hand in Hand traten sie sogleich den Weg nach Adelberts Schlosse an.

* *
*

Als sie auf dem Grenzberge waren, und sitzend ein wenig ausruhten, sah Mathilde mit dankbaren Freudenthränen in das Thal zurück, das

sie jetzt zum ersten Male verließ. Sie sprach in den rührendsten Ausdrücken von ihrer Einsamkeit, ihrer Sehnsucht und ihrem Schmerze. Adelbert war zwar nicht einsam gewesen, aber an Schmerz und Sehnsucht hatt' er eben so viel empfunden, als sie. Es hatten also Beide fast gleichviel zu erzählen und zu trösten. Einer hatte durch den Andern gelitten, ohne daß Einem eine Schuld deswegen beizumessen war. Jede Selbstanklage des Einen ward also durch die freiwillige Vertheidigung des Andern augenblicklich zurückgewiesen und aufgehoben. Alle ihre Mißverständnisse und Schmerzen waren durch eine unsichtbare, höhere Macht herbeigeführt worden, doch blieb es freilich zweifelhaft, ob man sie bloß Helianen, oder zum Theil auch einem andern Wesen ihrer Art zuschreiben müsse.

Die Frage, welchen Zweck Heliane dabei gehabt haben könne, sie auf so lange Zeit zu trennen und ihnen so viel Unruhe und Schmerzen zu machen, wußten sie für jetzt nicht besser zu beantworten, als: daß sie es so gewollt habe, und daß nun einmal so und nicht anders die Art und Weise der Feen sey. — Daß Heliane ihre Herzen habe prüfen und sie Beide selbst darauf aufmerksam machen wollen, wie viel sie einander werth wären, wie glücklich sie mit einander und wie unglücklich sie ohne einander werden würden — diese bessere Ansicht leuchtete ihnen erst späterhin völlig ein. Doch war ihr Gefühl gegen Helia-

nen darum jetzt nicht minder warm. Sie hingen Beide an ihr, wie gute Kinder, die es sich nicht einfallen lassen, über die Absichten und Maßregeln einer liebevollen, verständigen Mutter abzusprechen. Im Gegentheile machten sie sich jetzt Vorwürfe über jedes, noch so kleine, Vergehen, dessen sie sich schuldig glaubten; und Adelber. besonders ward endlich der Meinung, daß er Helianens schnelle Entfernung und die nachherigen harten Prüfungen und wohl noch etwas weit Schlimmeres, dadurch recht sehr verdient habe, daß er sich schon seit langer Zeit immer lebhafter nach etwas Neuem und Fremdem gesehnt, bis er endlich, aller erhaltenen Verbote ungeachtet, auf den Berg gestiegen sey, wodurch er selbst das Losungszeichen zu allen nachherigen Ereignissen gab.

Mit dankbaren Blicken und Ausrufungen nahmen sie dann Abschied von dem lieben, kleinen Thale, sprachen die herzlichsten Segenswünsche über Helianen aus und wanderten leicht und froh hinab in das paradiesische Thal.

Mathildens freudiges Erstaunen über Alles, was sie nun sah, gewährte Adelberten fast einen schönern Genuß, als die Gegenstände selbst, worüber sie sich freute. Wenn sie ausrief: „O wie herrlich! wie himmlisch ist das!" so fiel er ihr gewöhnlich mit dem Ausrufe in's Wort: „O wie herrlich! wie himmlisch verstehst

Du es, Dich zu freuen!" Dann freute sie sich wieder über sein frohes Gesicht, und er sich wieder über das ihrige; und endlich betrachteten sie einander so nahe und immer näher, bis sie mit den Lippen an einander stießen, worüber sie Minutenlang das Sehen gänzlich vergaßen.

Adelberts großes Schloß war das Einzige, was Mathilden nicht gefiel. Sie meinte, es wäre zwar recht schön und groß und prächtig; aber es würde doch viel schöner seyn, wenn es so klein und einfach gebaut wäre, wie ihr Hüttchen. Adelbert war nur für einen Augenblick hierdurch überrascht; denn sehr bald fiel ihm ein, was er für traurige Tage in dem Schlosse verlebt habe, und da mußt' er ihr freilich Recht geben, daß es an innerer Freude und Herrlichkeit mit dem kleinen Hüttchen gar nicht zu vergleichen sey und also auch von außen wenig oder nichts taugen könne.

Als sie in den Hof traten, hörten sie sogleich, daß Adelberts Entfernung viel Unruhe veranlaßt, daß man eine Menge Boten nach ihm ausgeschickt habe und daß vor Kurzem der Onkel selbst mit dem Priester nach dem Zauberbrunnen geeilt sey.

„Da müssen wir schnell nacheilen", sagte Adelbert. — „Ueberhaupt möcht' ich gern, daß Du den Zauberbrunnen einmal sähest". — Er ließ

zwei Pferde bringen und ritt mit Mathilden, ohne weitere Begleitung, den Weg nach der Wohlauburg. – Es fiel Mathilden sehr bald auf, daß etwas Besonderes in seinem Innern vorgehe, denn er war fast ganz stumm geworden; sein Gesicht glühte ungewöhnlich; seine Blicke flogen unruhig umher; und bald trieb er sein Roß, als könnt' er nicht erwarten, an Ort und Stelle zu kommen, und bald hielt er es wieder an, als fürchtete er sich, weiter zu reiten. — Mathilde erhielt hierüber keine befriedigende Erklärung von ihm, so schwer ihm auch diese Zurückhaltung gegen sie wurde. Er hielt es aus mehr als einem Grunde für rathsamer, für jetzt noch zu verschweigen, was er auf dem Herzen hatte; daher wich er Mathildens Fragen so viel als möglich aus, und versperrte ihr endlich den Weg dazu dadurch, daß er immer ziemlich weit mit seinem Pferde voransprengte und dies so lange trieb, bis sie an Ort und Stelle waren, wo zu weiteren Fragen keine Zeit war.

Gleich am Eingange des Gartens begegneten ihnen Volkmar und der Priester, die eben nach dem Schlosse zurückkehren wollten. Volkmar erdrückte Adelberten fast an seiner Brust vor Freude, ihn wieder zu sehen. Sobald Adelbert wieder frei war, um sich bewegen und sprechen zu können, nahm er Mathilden bei der Hand und führte sie Volkmar'n mit den Worten zu: „Hier, lieber Oheim, ist das gute Mädchen, an

der ich mich durch thörichten Verdacht so schwer versündigt habe".

„Doch nicht die Mathilde?" fragte Volkmar höchst betroffen. Auch der Priester wollte etwas sagen, und wahrscheinlich etwas Hartes, denn sein Gesicht verzog sich schon zum Unwillen. Allein Adelbert ließ Niemanden weiter zu Worte kommen, sondern sagte schnell: „Hernach — hernach — jetzt müssen wir nur gleich an den Brunnen".

Er zog Mathilden so schnell mit sich fort, daß Volkmar und der Priester kaum nachkommen konnten. — „Nun, sieh' einmal da hinein, Mathilde", sprach er — „und sage mir, wen Du da siehst". Mathilde sah einen Augenblick hinein und dann wieder heraus, und sagte: „Ich sehe nichts, als mich selbst".

„Wirklich? wirklich?" fuhr Adelbert lebhaft auf — „Hört Ihr's, Oheim? Hab' ich nicht Recht gehabt, als ich sagte, man sähe ihr Bild in dem Brunnen?"

Mathilde lächelte, weil sie gar nichts Besonderes darin finden konnte, in einer spiegelnden Wasserfläche ihr Bild gesehen zu haben. Aber Volkmar und der Priester sahen sie jetzt Beide sehr scharf an, indem sie sagten: „Wirklich, es scheint so". Dann bogen sie sich über den Rand des Brunnens, um das Bild da unten mit Mathildens Gesicht zu vergleichen. Und kaum hat-

ten sie hinabgeblickt, so riefen sie Beide: „Ich sehe das fremde Bild nicht mehr, sondern mich selbst". Und kaum hatte Adelbert hinabgeblickt, so rief er das Nämliche aus.

Einige Augenblicke machte das Erstaunen Alle stumm. Der Priester fand zuerst zu den Worten Fassung: „Also Mathilde von Wohlau, des Meuchelmörders Tochter!"

„Die ich zur Waise machte", seufzte Volkmar — „und vielleicht hierdurch der Verführung böser Geister übergab".

„Ach nein! nein!" fiel im Adelbert in's Wort — „sie hat keine Gemeinschaft mit bösen Geistern und gehört zu den allerbesten, die es auf dieser Erde gibt. Sie ist unschuldig an Allem, was mir begegnete, sie liebt mich auf das Herzlichste, und die Inschrift, die uns so beunruhigte, ist auf das Schönste erklärt".

Nun hatte Adelbert vollauf zu erzählen und eine fast unzählige Menge von Fragen zu beantworten. Und auch Mathilde, die anfangs bloß Zuhörerin war, bekam dann viel zu beantworten, zu erklären und zu betheuren. — Volkmar sah sie sehr bald mit immer freundlicheren Augen an, und endlich drückt' er sie, unter Thränen der Rührung, mit den Worten an seine Brust: „Du bist eine Waise — leider! leider! — nimm mich als Deinen Vater an".

Mathilde nahm mit warmer, kindlicher Dankbarkeit diese Aeußerung auf. Adelbert gerieth darüber in die lebhafteste Freude. Nur der Priester war noch nicht überzeugt und sagte: „Das ist zu voreilig, Herr Ritter. Die Verstellungskünste der Bösen sind sehr groß! Man muß erst andere Beweise haben, ehe man hier an Unschuld glauben darf".

Mit diesen Worten zog er die drei Reliquien hervor, sagte Mathilden von einer jeden, woher sie rühre und hielt ihr dann eine nach der andern zur Berührung hin, wobei er sie auf das Ernstlichste warnte, dieses ja nicht zu wagen, wenn sie irgend etwas verhehlt oder erdichtet hätte. Doch Mathilde ergriff mit lächelnder Ruhe die Reliquien und drückte jede voll Andacht an ihren Mund, ohne daß sich die mindeste Gefahr dabei ereignete.

Noch nicht hiermit zufrieden, verlangte der Priester, daß Mathilde nun noch ein Glaubensbekenntniß, das er ihr vorsagen wolle, nachsprechen müsse. Volkmar schwieg; Adelbert wollte der Flamme seines Zorns Luft machen; aber Mathilde beruhigte ihn mit wenigen Worten, kniete dann nieder und sprach freiwillig, noch ehe der Priester die Worte dazu finden konnte, ein Glaubensbekenntniß, wie es der beste Christ nur abzulegen im Stande ist, und blickte dabei so voll heiliger Andacht gen Himmel, daß nun auch der

Priester entwaffnet ward und keinen Zweifel weiter an ihrer Unschuld zu äußern wagte.

„Sie ist ein guter, unschuldiger Engel", sprach Volkmar nun freudig. — „Statt der bösen Worte, die wir morgen gegen sie aussprechen zu müssen glaubten, bitt' ich Euch, ehrwürdiger Vater, ihr und meinem Neffen an heiliger Stätte Euren besten Segen zu ertheilen, damit sie liebevoll bei einander bleiben ihr ganzes Leben hindurch und damit ein neues Band die Glanzenhelme und die Wohlaue wieder friedlich an einander knüpfe, und das Böse vergessen sey auf ewige Zeiten".

Er umarmte Beide väterlich und legte ihre Hände in einander. Da fingen die alten Fichten an, so harmonisch zu säuseln und zu rauschen, wie ein schönes Koncert; und die glatte Fläche des Zauberbrunnens begann sich zu bewegen und kleine Wellen zu schlagen, obgleich kein Lüftchen sich bewegte; und als man näher hinzutrat, sah man mit freudigem Erstaunen, daß das Wasser, welches ein und zwanzig Jahre lang blutroth gewesen war, auf einmal seine vorige farbenlose Durchsichtigkeit wieder angenommen hatte, zum Zeichen, daß der Schatten von Adelberts Vater versöhnt sey.

Am folgenden Tage sprach der Priester in der Kapelle des Schlosses seinen Segen über sie aus; darauf wollte dann Adelbert gleich das Schloß

verlassen, um Mathilden in ihr Hüttchen zu folgen. Aber da sagte der Oheim tief bewegt: „Ich habe hier siebzehn Jahre voll Sehnsucht und Unruhe auf Dich gewartet, Adelbert, und nun wolltest Du mich wieder verlassen?"

Ein hohes Roth überflog Adelberts Gesicht, und er fühlte sich sehr beschämt. „Nein, nein!" rief er — ‚ich verlasse Euch nicht, mein theuerster Oheim, den ich, wie einen Vater, ehre und liebe'.

„Und Du, Mathilde", fuhr er nach einer kleinen Pause fort — „verlaß uns auch nicht. Das Schloß ist zwar gewaltig prächtig und groß, aber unsre Liebe wird uns darin so glücklich machen als ob es so klein und einfach wäre, wie unser Hüttchen in dem kleinen Thale".

Mathilde willigte liebevoll ein, und das Schloß wurde Beiden endlich fast noch lieber, als das Hüttchen, weil sie immer glücklicher darin wurden. Eine Zauberin nannte Adelbert Mathilden noch immer fort, denn sie hörte nie auf, ihn unwiderstehlich zu bezaubern; und oft glaubt' er auch in ihren Armen zu sterben, und zwar vor Entzücken; doch fürchtete er weder diesen Tod, noch fiel es ihm ein, daran zu zweifeln, daß ein Anderer, als ein Engel in Menschengestalt, solcher Zaubereien fähig sey.

Doch er und Mathilde wollten nicht allein so glücklich seyn, und er ließ daher überall bekannt machen, daß ihr Bruder zurückkehren möchte, um

sein väterliches Erbtheil in Empfang zu nehmen. Bald darauf trat auch Mathildens Mutter mit ihrem Sohne aus ihrer tiefen Verborgenheit hervor. Alle liebten sich gegenseitig und genossen ihr Glück um so inniger, dankbarer und vorsichtiger, je unerwarteter es ihnen gekommen war.

Als nach langen Jahren die Prophezeiung des Denkmals endlich in Erfüllung ging, war Adelberts letzter Laut noch ein Dank für sein gutes Geschick. Mathilde nur schwamm in Thränen; doch auch ihr Schmerz ward durch den Rückblick in die schöne Vergangenheit und durch die Hoffnung auf eine nahe, noch schönere Zukunft, milder und sanfter gemacht, daß sie ihn tragen konnte.